Johann Nicolaus Tetens

nach seiner Gesamtentwicklung betrachtet, mit besonderer Berücksichtigung des Verhältnisses zu Kant.

I.

Inaugural-Dissertation

zur

Erlangung der Doktorwürde

einer

Hohen Philosophischen Fakultät

der

Universität zu Tübingen

ACAD. LUGD. BAT. BIBL.

vorgelegt von

Wilhelm Uebele,
Professor in **Reutlingen.**

Berlin,
Verlag von Reuther & Reichard
1911.

Gedruckt mit Genehmigung
der philosophischen Fakultät der Universität Tübingen.

Referent: Professor Dr. **H. Maier.**
15. Dezember 1910.

Die Vollständige Arbeit erscheint als Ergänzungsheft No. 24 zum XVI. Bande (1911)
der von Vaihinger und Bauch herausgegebenen Zeitschrift „Kantstudien".

Inhalt.

Einleitung pag. 1—4.

Neuere Urteile über Tetens' historische Bedeutung (Beneke, Ed. Erdmann, Dessoir, B. Erdmann, J. B. Meyer) pag. 1—2, besonders über sein Verhältnis zu Kant (F. Günther, Riehl, K. Stumpf, Ziegler, Brenke) pag. 2—3, zu Hume, Locke, Leibniz (Störring, Ed. Zeller) pag. 3. Fixierung der Aufgabe pag. 3—4.

I. Kap. Übersicht über Leben und Wirken 5—25.

1. Geburt und Bildungslauf 5—6.
2. Tätigkeit in Rostock und Bützow 6—18: Schriftenverzeichnis bei Kordes 7 f. Außerphilosophisches (Mathematik, Physik, Meteorologie, Heimatkunde, Pädagogium, Aufklärung) 8—10. Recensionen und Kontroversen 10 f. Die philosophischen Schriften bis 1777 nach ihrer Genesis 11—18.
3. Wirken in Kiel 18—22: Beziehungen zu Cramer 19 f.: philosophisch-theologische Aufsätze in dessen Zeitschrift. Sonstige Tätigkeit: Mathematik (Deichbau, Rentenberechnung), Physik, Zeitfragen, Lehrberuf 20—22.
4. Praktische Laufbahn in Kopenhagen 22—24: Akademie 22 f. Studien (Laplace) und letzte Schriften 23. Charakter 23 f.
5. Zusammenfassung, besonders Vergleich mit Kant (Beobachter u. Denker) 24 f.

II. Kap. Die früheren philosophischen Arbeiten 26—68.

1. Die überkommene Lage 26—36: Allgemeines 26 f., Baumgarten 27, Eschenbach 27—31, Reimarus 31—33, Crusius 33—36.
2. Die Disputationen 36 f.
3. Die metaphysischen Schriften 37—53.
   a) Gedanken über einige Ursachen, warum in der Metaphysik so wenige ausgemachte Wahrheiten sind, 1760: 37—48. α) Darstellung: 1. Ursache zu wenig entwickelte Begriffe 39 f; 2. U. zu wenig fixierte wissenschaftliche Sprache 40 f.; 3. U. zu wenig apriorische Untersuchungen über Möglichkeit der Begriffe 41 f.; 4. U. zu wenig Erfahrungen 41—43; 5. und 6. U. Grenzüberschreitung und Vorurteile 43. β) Besprechung: mathematische Methode 44 f., 1. U. 45—47: Ziel Lockes und Leibnizens gleichgesetzt, Zweiteilung des Analysisresultats, Tafel der Grundbegriffe. 4.—6. U. 47 f.
   b) Abhandlung von den vorzüglichsten Beweisen des Daseins Gottes, 1761: 48—53. α) Darstellung: Einteilung der seitherigen Beweise und T.' eigener Beweis 49—51. β) Besprechung: Kritik von T., Verhältnis zu Hume, zu Kants „Beweisgrund" 51—53.

4. Die psychologischen Aufsätze 53—61.
   a) Gedanken von dem Einfluß des Klimas auf die Denkungsart der Menschen, 1759: 53 f. Mittelweg zwischen Überschätzung und Leugnung dieses Einflusses, Methode dabei das Verfahren der Mathematiker.
   b) Schreiben an Pastor Volquarts über die Frage: Ob die Verschiedenheit der Erkenntnisfähigkeiten und Neigungen der Menschen in einer angeborenen Verschiedenheit oder in den äußerlichen Umständen seinen Grund habe, 1761; und: Von der Verschiedenheit der Menschen nach ihren Hauptneigungen, 1762: 54—58. Äußere Ursachen (Helvetius) und angeborene Verschiedenheit wirken zusammen; Kritik der 4 Temperamente; Schema der Seelenfähigkeiten, speziell der Neigungen unter Anregungen Sulzers.
   c) Über den Ursprung der Ehrbegierde, 1766: 58 f. Plan eines Werks „über die Grundtriebe", 3. Anlauf zur Fixierung der Grundfähigkeiten unter Aufhebung der Parallelität von theoretisch und praktisch; Verhältnis der 4 Menschenklassen zur Ehrliebe.
   d) Über die Rangordnung der Wissenschaften, 1765: 60 f. Nutzen jeder Wissenschaft für die Glückseligkeit; 4 Rangstufen.
5. Die sprachphilosophischen Arbeiten 61—67.
   a) Die 2 Artikel: Über die Grundsätze und den Nutzen der Etymologie, 1765; Über den Nutzen der Etymologie, 1766: 62.
   b) Über den Ursprung der Sprachen und Schrift, 1772: 62—67. Anlaß 62 f. Verhältnis tierischer und menschlicher Intelligenz 63 f. 2 Sätze über Verhältnis von Verstand und Sinnlichkeit 64 f. Entstehung der T'.schen Verhältnislehre 65 f.
6. Die Recensionen: 67 f. Humesche Abhandlungen, Mendelssohn, Reinhard.

III. Kap. Der Höhepunkt: Die „philosophischen Versuche" in ihrer Vollzahl 00—000.

1. Der für sich veröffentlichte Versuch „Über die allgemeine spekulativische Philosophie, 1775: 00—000.
   a) Darstellung: Vorstufe der gemeine Menschenverstand 00—00. Notwendigkeit und Möglichkeit der Spekulation 00—00. Realisieren der Grundsätze 00—00 (psychologisch 00; metaphysisch 00) und Grundbegriffe 00—00 (speziell des Causalbegriffs 00—00; des Raumbegriffs 00—00). Realisieren als Achten auf die Empfindungsgattung 85—88. Realisieren als Bestimmen 00. Zusammenfassung des Verhältnisses von spekulativer und beobachtender Philosophie: Vervollkommnung 00 und Evidenz 00—00 der Metaphysik (Mathematik und Philosophie 00; die Gegenwart gehört der Analyse, die Zukunft wieder mehr der Synthese; die Engländer treiben bewußt erstere, die Deutschen, bes. Leibniz treffen instinktiv den richtigen Inhalt).
   b) Besprechung: Verhältnis zur englischen Philosophie betreffs Ziel 00—00 (Vergleich mit Hauptwerk) und Methode 00—000; psychologische Methode in 3fachem Sinn: der immanenten Wahrheit, der Genesisfrage, der Erklärung aus Naturgesetzlichkeit; Verhältnis zur deutschen Philosophie, speziell zu Leibniz (Lockestudium, Versöhnlichkeit) und Wolff (mathematische Methode, Ontologie, Gründlichkeit, Systematik, Satz

v. Grund) 000, zu Lambert (Grundlehre, transcendent, Form, kein Realisieren) 000—000, Kants Preisschrift (Mathematik und Philosophie, Analyse und Synthese) 000 und Kants Dissertation (a. sie war Anlaß der Schrift 000; b. Kants Grundgedanke und T.' Realisieren betreffs der Begriffsklassen materiell-immateriell u. betreffs der transcendenten Begriffe 000—000; c. Raumtheorie 000—000; d. die Unterscheidung abstrahentes, nicht abstracti 000). Synthese von englisch und deutsch angeblich und faktisch 000.

2. Überblick über das Hauptwerk „Philosophische Versuche über die menschliche Natur und ihre Entwicklung", 1777: 000—000.

a) Allgemeines: Methode (diejenige Lockes und der Physiker, opp. die metaphysische; Beobachtung und Spekulation) 000, Plan (psychologisch) 000, Seelenvermögen (am besten Vierzahl; das Gefühl: Verhältnis zu Kant) 000—00, Freiheit (Versöhnung von Determinismus und Indeterminismus) 000, Ethisches (Wille und Neigung) und Anthropologisches (Entwicklungsfaktoren, Fortschritt der Menschheit, Glück und Vollkommenheit, Unsterblichkeit) 000—00.

b) Erkenntnislehre 000—00:

α) Elementaraktionen 000—00: Empfinden (zuerst drei, dann noch weitere Merkmale) 000 f.; Vorstellen (Spuren und Zeichen; ursprüngliche Vorstellungen: Empfindungsvorst., rnhende Vorst. und Wiedervorst., und abgeleitete: fingierte; Ideenassociation) 000—00; Wahrnehmen (Denkakt = Unterscheiden; Vorarbeit des Empfindens und Vorstellens = Schaffen bildlicher Klarheit; unbewußte Vorstellungen; Aktivität) 000—00; Denken (Verhältnisse setzen 000—00; Form 000; Verhältnisgefühl 000; spezielle Verhältnisse Ähnlichkeit 000, raumzeitliche 000, kausale 000—00 — Debatte Störring-Riehl 000) 000—00.

β) Ergebnisse ihres Zusammenwirkens 000—00:

1. Ursprung unserer Kenntnisse von der objektivischen Existenz der Dinge 000—00 (Scheidung von inner und äußer in unseren Empfindungen 000; Entstehung des Objektbegriffs 000—00; die 3 Empfindungshaufen, von denen er genommen 000; zeitliche Reihenfolge der Entstehung 000; Grundregel der subjektiven oder objektiven Ansetzung 000, Beurteilung 000).

2. Sinnliche und vernünftige Erkenntnis 000—00. a. Die vernünftige hat das Merkmal allgemein: streng a. opp. induktiv a. 000—00; das Merkmal notwendig 000—00: α. subjektiv notwendig 000—00: psychologisch und logisch, formal und material, absolut und bedingt, natürlich und gewohnheitsmäßig notwendig. β. objektiv notwendig 000—00: objektiv wahr 000 und objektiv notwendig 000—00. — b. Beziehung von sinnlicher und vernünftiger Erkenntnis 000—00: Behandlung der Widersprüche von Vernunft und Verstand, Vernunft mit selbst, Verstand mit sich selbst.

γ) Psychologische Hauptfrage 000—00: seelisches Grundprincip. Steigerung der Spontaneität durch Empfinden, Vorstellen, Denken, Handeln hindurch. Perfektibilität. Charakter der Menschheit.

c) Verhältnis zu Hume 000, Leibniz 000, Locke 000, Kants Dissertation 000—00 (Naturgesetz 000; subjektiv-objektiv 000; Verhältnisse 000).

IV. Kap. Die späteren philosophischen Veröffentlichungen 000—000.

1. Über die Realität unseres Begriffs von der Gottheit 000—00.
   1. Aufsatz 1778: 000—00: Gedankengang 000. Relationstheorie 000. Höchste Begriffe Etwas und Nichts 000. „Läutern" der Begriffe 000. — 2. Aufsatz 1783: 000—00: Allgemeiner Inhalt 000. Kausalität, Raum 000.
   2. Von der Abhängigkeit des Endlichen von dem Unendlichen, 1783: 000—00. Inhalt des Dialogs 000—00. Verhältnis zur Kritik d. r. V. 000—00 (Mathematik und Philosophie, metaphysische Verwendung des Satzes vom Grunde, Erfahrung).
   3. Recensionen 000—00.
   Speziell Eberhard 000—00; jüngerer Reimarus 000—00 (reine Mathematik und reine Vernunft, Glaubensstandpunkt, immanenter Begriff von Substanz und Kausalität bei Kant, Abweisung der Metaphysik); Versuch über Gott, die Welt und die menschliche Seele 000 (nicht blos Glauben, sondern Wissen).
   4. Zusammenfassung des späteren Standpunkts 000—000.

V. Kap. Die Aufnahme von Tetens durch die Zeitgenossen 000—000.

1. Vor Erscheinen von Kants Kritik d. r. V. 000—000.
   Speziell durch Lossius 000. (Differenz zwischen ihm und T. ein Missverständnis, Grundsätze auch Fakta, Selbsttätigkeit als Grundprinzip); durch Feder 000—00 (Ideenassociation, Kausalität, Grundsätze auch Erfahrungssache z. B. Nichts ohne Ursache, objektive Wahrheit, Schlußurteil).
2. Aufnahme durch Kant 000—00.
   a) Direkte Äußerungen 000—00: an Herz 1778, die Reflexionen Nr. 230 und 231, an Herz 1781, an Garve und Mendelssohn 1783. b) Indirekte Bezugnahme 000—00: befaßt T. unter den Typus Locke 000—00, Aristoteles 000, Crusius (Präformation) 000; Vorrede und Einleitung zu 1. Aufl. u. a. 000; Brenkes Analogon zu transz. Einheit des Bewußtseins bei T. 000; die Einbildungskraft bei der Wahrnehmung 000; Synthesis nnd Verhältnis 000; innerer Sinn und Apperception 000; synthetisch 000; Mathematik und Philosophie 000; Gesamturteil Kants 000.
3. Versuche der Verbindung von Kant und Tetens 000—00.
   a) Platner 000—00: dessen Entwicklung 000; Urteile über T. 000; ausdrücklicher Bezug auf T. in der Lehre von Verhältnis, Kausalität, Urteil, Reproduktion 000; ungenannter Bezug auf T. bei Aktivität, Kategorien, Grundstellung etc.
   b) Neeb 000—00: Interesse für T. 000; Bewußtseinssatz 000, Spontan und receptiv zusammen 000, Phänomenalität 000, Kausalität 000, Urteil 000, Auffassung Kants 000.

c) Fries 000—00: Reinhold, Fries, Platner 000; 3 Punkte der psychologischen Strömung bei Fries: unmittelbare und reflektierte Erkenntnis, anthropologische Methode, Subjektivität; daneben die onotologische Richtung bei ihm.

4. Ergebnis der Aufnahme durch die Zeitgenossen 000.

Schluß 000—000.

I. Tetens 000—00.

1. Philosophische Eigenart: T. nicht produktiv und nicht systematisch, aber mit Sinn für die Wirklichkeit ausgestattet; Art seines Eklekticismus 000
2. Geschichtliche Position: 000.
3. Bedeutung seiner psychologischen Bestrebungen: a. in der innerpsychologischen Arbeit 000—00, b. in der Verwendung für die Metaphysik, speziell die Ontologie: α. Ontologische Principien analog logischen, mathematischen, psysikalischen 000, ihre Allgemeinheit 000, Notwendigkeit 000, Zahl 000, formaler Charakter 000, Beziehung auf Wirklichkeit 000—00. Die Erkenntnisgrenze 000. Kritik der Prinzipienlehre 000—00. β. Doppelte Betätigung der Psychologie: für Erkennen und für objektive Giltigkeit der Prinzipien 000—00.

II. Gegenüberstellung Kants 000—00.
Sichtlichste Veränderungen 000, dieselben auf richtiges Maß reduciert in der Ontologie (logische, mathematische, physikalische Analogie 000, Inhaltlichkeit 000, Raum und Zeit als Anschauungsformen 000, Apriori und Erfahrung 000, metaphysische Deduktion 000, Ort der Erkenntnis der Prinzipien 000, ihre Beziehung auf die Wirklichkeit 000—00), sowie in der Methode 000—00. T. als Vorläufer, Doppelgänger, Irrgänger, Gegner, Freund 000.

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/IA41552715_0045

Einleitung.

Die Erinnerung an Johann Nicolaus Tetens, den „deutschen Locke“, wie ihn die Zeitgenossen genannt hatten,[1]) wurde wieder ausgegraben durch die psychologische Richtung. Beneke in seinen „Psychologischen Skizzen“ von 1825[2]) sprach von dem „über die Kantische Reform leider zu früh vergessenen, an Schärfe des Denkens Kant gewiß nicht nachstehenden, und in Betreff der Fortführung der Humeschen Untersuchungen . . . auf einem weit richtigeren Wege wandelnden Tetens“. Es sei sehr zu bedauern, daß die — freilich in einem sehr gedehnten und unbehülflichen Stile geschriebenen — Werke dieses scharfsinnigen Philosophen beinahe gänzlich unbeachtet geblieben seien. Da er in der Geschichte der Philosophie kaum flüchtig erwähnt zu werden pflege, habe er ihn erst sehr spät kennen gelernt und sei zuweilen durch die genaue Übereinstimmung seiner Sätze mit den von ihm selbst aufgefundenen überrascht worden.

Ed. Erdmann behauptete, für die empirische Psychologie möchte T. mehr geleistet haben als irgend einer vor oder nach ihm;[3]) dabei versucht er den Nachweis, daß Kant hinsichtlich seiner Psychologie ganz an T. gebunden gewesen sei, besonders in dem Punkt der Seelenvermögen, mit Bezug auf die bekannte Hamannsche Notiz,[4]) T. liege Kant immer vor Augen.

Den ersten Teil der Erdmannschen Behauptung hat Max Dessoir wieder aufgenommen, der in dem Jahre 1777, hauptsächlich deshalb, weil es das Erscheinungsjahr des T.schen Hauptwerks ist, den Höhepunkt der psychologischen Entwicklung jenes Zeitalters erblickt.[5]) Er charakterisiert T. als „objektiven Ana-

1) Rosenkranz, Kants Werke XII, S. 65.
2) II, 601 f.
3) Gesch. d. neueren Phil. 1842, II, 2, S. 495.
4) Brief an Herder vom 17. Mai 1779.
5) Gesch. der neueren deutsch. Psychologie 1902, I², S. 114. 355.

lytiker", d. h. als einen Forscher, der außer der Selbstbeobachtung auch das von anderen gefundene Material benützt. Der zweite Teil der Erdmannschen Behauptung, betr. Abhängigkeit Kants von T. in der Psychologie, ist limitiert worden; doch hält noch B. Erdmann sie beim inneren Sinn aufrecht,[1]) während J. B. Meyer bei den Seelenvermögen diesen Einfluß bedeutend zurückstellt.[2])

Aber auch Benekes Urteil über die allgemeine philosophische Tätigkeit von T., die Gleichstellung mit, womöglich noch Bevorzugung vor Kant, hat Nachfolger gehabt. Selbstverständlich findet sich auch der entgegengesetzte Standpunkt, namentlich im Kantischen Lager, das über T. die verwerfenden Worte des Meisters in verstärkter Tonart wiederholt.

Neuerdings ist man maßvoller geworden, sucht T. in seiner geschichtlichen Bedingtheit, ebenso wie Kant zu begreifen und beide dann vergleichend gegen einander zu stellen. Dabei wurde T. gern geschildert als Vorläufer des Kritizismus. Er war „eine der Persönlichkeiten, wie sie in Zeiten, in denen geistige Umwälzungen sich vorbereiten, häufig aufzutauchen pflegen: ein Moses im Reiche der Wissenschaft, als Führer durch Irrtum und Mühsal, der aus dem Dunkel metaphysischer Befangenheit den Weg zum Lichte kritischer Freiheit wies und doch an den Toren eines neuen wissenschaftlichen Lebens sein Führeramt einem anderen überlassen mußte, der Größte, aber auch der Bescheidenste und vielleicht deshalb bis in unsere Zeit der Verkannteste unter den Psychologen der vorkritischen Periode".[3]) Riehl spricht von den „den kritischen verwandten Bestrebungen bei Lambert und Tetens" und sagt, wenn man die Kr. d. r. V. unter dem psychologistischen Gesichtswinkel lese, dazu veranlaßt etwa durch die Überschriften in derselben, so wäre T. „der eigentliche und wahre Vorgänger, ja zum Teile selbst Doppelgänger Kants auf deutschem Boden".[4]) Freilich vom richtigen Verständnis Kants aus erscheine der Weg von T. als ein Irrweg; man kann an T. Werk sehen,

1) Kants Kritizismus 1878, S. 51, 214 f.; auch Vaihinger Kommentar zu Kants Kr. d. r. V. II, 128.

2) Kants Psychologie S. 58 ff.

3) Felix Günther, Die Wissenschaft vom Menschen, in Lamprechts Geschichtl. Untersuchungen 5. Band, 1. Heft, S. 82.

4) Kritizismus I², S. 233.

„wie weit man durch rein psychologische Untersuchungen in der Lösung erkenntnistheoretischer Fragen gelangen kann, und wo die Grenzen sind, an denen jede nur psychologische Forschung mit ihrer Lösung jener Probleme anstoßen muß“.[1]) Karl Stumpf[2]) kommt zu einer gewissen Einschränkung des Lobs, das dem Psychologen T. besonders von Nichtpsychologen, Erkenntnistheoretikern gespendet zu werden pflege; T. habe öfters die psychologische Analyse zu weit treiben wollen. Dem Erkenntnistheoretiker T., speziell dessen Verhältnislehre, zollt er Anerkennung; nur in der Notwendigkeit bekunde er eine Neigung zum Psychologismus, zur Verwechslung von Notwendigkeit und Nötigung. Er rechnet ihn aber als „Vorläufer“ Kants nicht nur zusammen mit Lambert im Formbegriff, sondern darin, daß er zu den apriorischen Erkenntnissen auch synthetische Sätze ziehe.

Hatte der Versuch von O. Ziegler, T. und Kant in Beziehung zu setzen, gelitten unter Hineintragen der Kantischen Begriffe in T., so kamen zwei neuere Arbeiten dem Bedürfnis einer „genauen Feststellung der erkenntnistheoretischen Position“[3]) wieder besser entgegen, die von M. Brenke[4]) und von G. Störring.[5]) Aber auch ersterer hält sich nicht ganz frei von allzu unmittelbarer Parallelisierung mit Kant, während Störrings verdienstvolle Arbeit den Einfluß Humes überschätzen dürfte, wenn sie T.' Eigenart charakterisiert als Synthese von Hume und Leibniz. Vorher (z. B. von Ed. Zeller) war diese Eigenart, soweit nicht einseitige Schlagworte, wie „Sensualist“, „Empiriker“ u. ä. zur Verwendung kamen, als „Mittelstellung zwischen Locke und Leibniz“ gefaßt worden.

Alle die genannten und die noch zu nennenden Arbeiten über T. verwenden blos dessen Hauptwerk. Soll aber die Doppelaufgabe, die ich mir gesetzt habe, richtig gelöst werden, einmal die historische Stellung von T. im allgemeinen, sodann besonders

---

1) ibid. S. 235.

2) Abh. der phil. histor. Klasse der Bayr. Akad. d. Wiss. 19. Band 1892, S. 516. Von ihm war wohl W. Schlegtendal zu seiner Diss. über J. N. T. Erkenntnistheorie, Halle 1885, angeregt.

3) Elsenhans bei Besprechung der beiden Schriften im XXI. Band des „Archivs für Philos.“ 1907, S. 115.

4) J. N. T. Erkenntnistheorie vom Standpunkt des Kritizismus, Diss. Rostock 1901.

5) Die Erkenntnistheorie von T., Leipzig 1901.

sein Verhältnis zu Kant objektiv getreu zu fixieren, so ist auf Grund des gesamten von T. hinterlassenen schriftlichen Materials ein Bild der philosophischen Entwicklung des Mannes zu gewinnen, wie es in diesem Heft versucht wird. Infolgedessen ist das schon viel behandelte Hauptwerk nicht in der Ausführlichkeit, die ihm zukäme, sondern nur in einem über Inhalt und strittige Punkte orientierenden Überblick behandelt, anderes, weil zum erstenmal beigezogen und oft schwer erhältlich, breiter berücksichtigt.

I. Kapitel.

Übersicht über Leben und Wirken.

T. Leben scheint in eine Mannigfaltigkeit zusammenhangloser Betätigungen zu zerflattern. Bei näherem Zusehen heben sich doch etliche Grundlinien deutlich hervor und zwar nicht als Parallelen, sondern mit einer Neigung zu einem gemeinsamen Schnittpunkt.

In den Personaldaten herrscht Verwirrung. Nach Mitteilung des Pfarramts Tetenbüll in Schleswig verzeichnet das dortige Taufregister für September 1736 die Geburt eines Sohnes Jan Claßen von einem Vater Jakob Tetens. Ähnlich berichtet Kordes[1]) und die Unterschrift unter dem auch von uns reproduzierten Bildnis von T. in Nicolais Neuer allg. deutsch. Bibliothek,[2]) T. sei am 16. September 1736 geboren, nach Kordes in Tetenbüll. Hingegen nach der beim Tod seiner Hausfrau aufgenommenen Teilungsurkunde[3]) wäre T. den 5. November 1738 geboren und zwar in Tönning, also etwas südlicher, als Sohn eines Gastwirts Jakob Tetens daselbst.[4]) Als Studienjahre nennt Kordes 1755—58 und als Universitäten, die T. besuchte, Rostock und Kopenhagen. „Die

1) Lexikon Schleswig-Holstein. Schriftsteller 1797, S. 325.

2) 83. Band 1803.

3) Nach Th. Hauch Fausböll, Personalhistoriske Samlinger 1900, S. 21 f.

4) Für Kordes u. Nicolai scheint zu sprechen, daß T. doch wohl die Personalangaben, die sie machten, eingesehen hat, falls sie nicht, wie das Schriftenverzeichnis bei Kordes, direkt von ihm stammen. Mit Tönning als Geburtsort würde stimmen, daß T. anläßlich einer Disputation in Rostock 1760 einen Theologiekandidaten Breding aus Tönning zum Respondenten hat, von dem er sagt: nostra familiaritas jam illis viguit temporibus, quibus uterque puerorum aetatem vix attigerat. — Tetens ist Patronymikon von dem Vornamen Tete = Titus, ein jetzt noch in Schleswig und Dänemark häufiger Familiename. Tetenbüll heißt so (= Tetenswohnung) von einem Besitzer des dortigen Hofguts, dessen Familie aber mit dem Philosophen nicht verwandt zu sein scheint (Mitt. des Pfarramts Tetenbüll).

exakten Wissenschaften und vorzüglich die Mathematik, Physik und Philosophie waren es, die seine Wißbegierde in erster Linie beschäftigten," sagt die Gedächtnisrede der Kopenhagener Gesellschaft der Wissenschaften über T.[1]) Die Universität Kopenhagen war damals gut in Mathematik und Physik. In Rostock war wohl der bedeutendste Dozent Joh. Christian Eschenbach (1719—59), Philosoph und Jurist, für die Weltweisheit begeistert durch die Vorlesungen und den Umgang des als Lehrer packenden Eklektikers Darjes in Jena, in dessen Bahnen er wesentlich verblieb; er schrieb gegen Mechanismus und gegen Idealismus (Berkeley und Collier). Aepinus vertrat die Wolff-Baumgartensche Richtung. Karsten kommt als hervorragender Mathematiker für T. in Betracht; er las auch Logik und Sittenlehre, hier nach Eschenbachs Vorgang philosophische und christliche Moral nicht übel harmonisierend. T. war ein selbständiger Schüler, erhielt aber doch von diesen Lehrern einen gewissen Grundstock von Anregungen. 1759 wurde er Magister und fing an zu lesen. 1760 den 26. Juli leitete er eine Disputation über die von ihm verfaßte Abhandlung De causa caerulei coeli coloris, sowie über 16 hauptsächlich philosophische Leitsätze. Der 7jährige Krieg, in welchem Mecklenburg mit Frankreich verbündet war, zog preußische Okkupationstruppen nach Rostock, was die Studierenden „zur geschwinden Verreisung" bewog. Herzog Friedrich, verärgert, gründete eine neue Akademie in dem warnowaufwärts gelegenen Landstädtchen Bützow, während die Preußen die Universität Rostock aufrecht hielten. Unter den Lehrern, welche die Übersiedlung von Rostock nach Bützow mitmachten, befanden sich Aepinus, Karsten und als mit Besoldung angestellter Privatdozent auch Tetens. Die Eröffnung fand statt am 20. Oktober 1760. Auch in Bützow lag preußisches Militär unter dem Herzog Friedrich Eugen von Württemberg, der aber dem Betrieb der Wissenschaften Schutz und Sicherheit Gewähr leistete. 1763 wurde eine große akademische Friedensfeier veranstaltet, anläßlich welcher Aepinus „einige Bewegungsgründe, warum die Menschen die kriegerische Lebensart erwählen, beurteilte". T. zeigte seine Vorlesungen für das erste Bützower

1) Von dem Astronomen Thomas Bugge, enthalten in Videnskabernes-Selskabs Skrivter 1807/8, 5. Band, S. 1—13; eine Übersetzung davon in den „Schleswig-Holst.-Lauenb. Provinzialberichten" 1834, S. 598. Bugge ist in Einzelheiten unrichtig; der folg. Darstellung liegen außer Meusel u. Kordes die Rostocker, Bützower, Hamburger Gel. Nachrichten u. ä. zugrunde.

Semester an mit der Einladungsschrift „Gedanken von einigen Ursachen, warum in der Metaphysik so wenig ausgemachte Wahrheiten sind“, ein Jahr später mit dem Programm „De vi cohaesionis“. Winter 1760 las er Logik nach Corvins Lehrbuch, künftig nach der vortrefflichen Vernunftlehre des Reimarus, Metaphysik nach Baumgarten, Naturrecht und philosophische Moral nach Darjes, Naturlehre nach Segner; 1761 wesentlich dasselbe. Es waren das die hergebrachten Vorlesungen. Für seinen Physikunterricht war geschickt, daß der Herzog die Akademie „mit einem vortrefflichen Vorrat physikalischer Instrumente gnädigst zu beschenken geruhet“ hatte. 1763 disputierte unter T. Leitung über einige Experimente Wolffs mit dem Heber (Sipho bicruralis) Joh. Jak. Engel (1741 bis 1802), Rostocker Professors Sohn, später in Berlin Vertreter der Aufklärung und W. v. Humboldts Lehrer, der „den Philosophen für die Welt“ herausgab. T. rühmte damals dessen cognitio scientiarum et elegantiorum et profundiorum. Im selben Jahr 1763 wurde T. ordentlicher Professor der Physik.

Für eine Übersicht über die schriftstellerische Tätigkeit von T. ist günstig, daß er dem Lexikon von Kordes eine größtenteils autographische Liste seiner bis dahin erfolgten Veröffentlichungen eingesandt hat mit der Vorbemerkung: „Die meisten meiner Druckschriften, deren Verzeichnis ich mir selbst gemacht habe, im Fall ich einmal eine Revision darüber anstellen und mir selbst Rechenschaft davon ablegen würde, sind unbedeutend und allenfalls wären nur die mit einem Sternchen bezeichneten insonderheit aufzuführen.“ Mit einem Sternchen bezeichnet sind folgende Schriften:

1. Methodus inveniendi curvas Maximum vel Minimum offerentes. Act. erudit. 1763.
2. Commentatio de principio Minimi. Bützow 1769.
3. De via facillima in motu corporum. Act. erudit. 1769.
4. Schulprogramme zur Feier des herzogl. Geburtsfestes 1765 bis 1769, ebenso Ausführliche Nachricht von der Einrichtung des herzogl. Pädagogiums zu Bützow 1767.
5. Über den Ursprung der Sprachen und Schrift 1772.
6. Jens Kraftii Mechanica latine reddita 1773.
7. Über die allgemeine spekulativische Philosophie 1775.[1])

1) Künftig zitiert „Spekul.“ 1775.

8. Philosophische Versuche über die menschliche Natur und ihre Entwicklung, 2 Bände 1777.[1])
9. Über die Realität unseres Begriffs von der Gottheit, Cramers Zeitschrift 1778 und 83.[2])
10. Einleitung zur Berechnung der Leibrenten und Anwartschaften, die vom Leben und Tode einer oder mehrerer Personen abhangen, 1785 und 86.
11. Reisen in die Marschländer an der Nordsee zur Beobachtung des Deichbaus, in Briefen, 1. Teil 1788.
12. Interpretation af logarithm. Differentialer, Kopenhag. Gesellschaft der Wiss. Teil 3.

Wenn das Urteil von T. über seine am höchsten zu prädizierenden Schriften auch wohl vor einem objektiven Richterstuhl Stand hält, so ist doch klar, daß für die Eruierung seiner Entwicklung auch noch andere Schriften zu berücksichtigen sind.

Was speziell die mathematisch-physikalischen Arbeiten betrifft, so wird die lateinische Übersetzung und Kommentierung von des Dänen Jens Kraft Mechanik auch von Bugge gerühmt. Ebenderselbe führt über die Bedeutung von T. als Mathematiker das Urteil „eines der berühmtesten Mathematiker Europas", Lamberts, an. In der Vorrede zu seinen „Mathematischen Beiträgen", in welchen er eine neue Art vortrage, die Statik oder Theorie über das Gleichgewicht der festen Körper zu behandeln,[3]) unterwerfe dieser seinen Vorschlag der Entscheidung von T., indem er beifüge, von einem solchen Mann wie T. wolle er seine Arbeiten beurteilen lassen. Für die frühere Zeit muß noch genannt werden und zwar wegen einer dasselbe Thema behandelnden Schrift von Kant der 2. Leitsatz der Disputation von 1760: Mensura virium vivarum Leibniziana . . . Cartesianae revera non opposita, sed potius haec ipsa est, ad determinatos casus applicata etc. In einem Aufsatz von 1762 „Von dem Maß der lebendigen Kräfte" kommt T. noch einmal auf die Frage, stellt daselbst aber nicht Leibniz und Cartesius, sondern Leibniz und Mersennus mit ihren Methoden sich gegenüber. Sieht man von der Frage ab, was Leibnizens eigentliche Ansicht war, so stimmt T. mit Kants „Gedanken von der wahren Schätzung der lebendigen Kräfte" (1747)

1) Hauptwerk, künftig zitiert als „Hw."
2) Künftig zitiert als „Gottesbegriff" A und B.
3) Im II. Band 1770.

in der Auffassung überein, daß die kartesianische Formel mv als Kräftemaß für einen Teil der Fälle zutreffe.[1])

Das mathematisch-physikalische Interesse hat von Anfang an einen starken Prozentsatz des T.schen Talentes verbraucht, aber nicht im Gegensatz zum philosophischen. Als Vernunftwissenschaft gehört die Mathematik in die Nachbarschaft der Philosophie, die Physik aber als empirische Kosmologie zur Metaphysik in dem weiten Sinne, den T. ihr offen hält. Freilich die Erfahrungsseelenlehre gehört noch näher dahin als Physik; das immaterielle Gebiet ist der Vernunft noch verwandter als das materielle. Soviel ist sicher, auch die physikalischen Schriften zeigen immer wieder große, umfassende Gesichtspunkte; T. fühlt sich als „philosophischen Naturforscher".[2]) Er hat auch ein Bewußtsein von dem unvollkommenen Stand der damaligen Physik und sagt, „daß der menschliche Verstand, der in der Mathematik fast uneingeschränkt zu sein scheint, ein Kind sei, wenn er in die Natur der wirklichen Dinge zu dringen sich bemühe".[3]) Eine Parallele zu der Ansicht über die Erkennbarkeit der psychischen Grundkräfte[4]) ist die Äußerung bei Besprechung einer Theorie von Elektrizität und Magnetismus: „Der Mensch wird schwerlich so weit in die Geheimnisse der Natur dringen, daß ihm ihre ersten Grundkräfte, davon alle übrigen abhangen, werden vollkommen bekannt werden."[5])

T. hat eine Vorliebe für Meteorologie, „diesen noch so unvollständigen Teil der Naturlehre". Seit 1759 macht er sich „die Nebenarbeit, täglich die Veränderungen der Luft und der Wettergläser zu bemerken und aufzuzeichnen", anfangs freilich nicht exakt genug. Er geht aus auf „eine philosophische Meteorologie oder allgemeine Veränderungsregeln".[6]) Auch hier berührt er sich in Bezugnahme auf die damaligen Theorien der Winde mit Kant.[7])

---

1) Näheres in Überweg-Heinze, Grundriß der Gesch. der Phil. 3. Teil, 10. Aufl., S. 287.

2) Gel. Beitr. z. d. Mecklenb. Schwer. Nachr. 1763, S. 183.

3) Schluß von „De vi cohaesionis".

4) Hw. I, S. 296.

5) Rostock. Nachr. 1760, S. 432.

6) Gel. Beitr. z. d. Meckl. Schwer. Nachr. 1767, S. 129.

7) Tetens 1766 „Sammlung einiger Erfahrungen über die Beschaffenheit der Winde" u. a.; Kant 1756 „Neue Anmerkungen zur Erläuterung der Theorie der Winde", 1757 „Entwurf und Ankündigung eines Kollegii über die phys. Geographie."

Endlich widmet er dem noch nicht betretenen Weg der heimatlichen Naturkunde Beachtung, wie seine Beschreibung des heiligen Damms bei Doberan zeigt.[1])

Eine neue Berufsaufgabe stellt ihm 1765 die Übertragung der Direktion des neben der Universität und als Vorbereitung auf sie von dem Herzog gestifteten Pädagogiums (Gymnasium und Internat). In seinen „Schulschriften", die aus dieser Tätigkeit entstanden, handelt er z. B. von der Methode des Sprachenlehrens, vom dem Ziel, mit dem Klassenbetrieb den Vorzug des privatunterrichtlichen Individualisierens zu verbinden etc.

Das Zeitprogramm der Aufklärung, nützliche Kenntnisse unters Volk zu bringen, war ihm wichtig. Ein Beispiel ist die Empfehlung der Einpfropfung der Pocken, bei der Süßmilch, ein Vorläufer der modernen Soziologie, vorangegangen war. Es gelte hier, sagt T., die Idee des unbedingten Schicksals oder das mit Recht sogen. faule Vertrauen auf Gott zu bekämpfen, aber mit Vorsicht, weil es zugleich bei vielen die einzige Stütze ihres Muts in gefährlichen Unternehmungen sei. An dem Zipfel sei die Sache zu fassen, daß man den gemeinen Mann auf eine andere praktische Maxime hinweise, die er habe: Man muß tun, was man kann. Wie der Wut des Meeres durch Dämme und der Pest durch Flucht zuvorzukommen Pflicht sei, so der Niederlage, die diese Seuche anrichte, durch Impfung.

Seine Rezensionsarbeit, wie auch sein Verhalten bei wissenschaftlichen Kontroversen hebt sich durch wohlwollende Gerechtigkeit erfreulich ab von der sonstigen Praxis. Ziemlich sicher ist T. der Rezensent, der den Handel mit dem von der Berliner Akademie unverdienter Weise durch den Preis für die Arbeit über den Optimismus (Prüfung des Systems von Pope) ausgezeichneten Crusianer Reinhard bekam, als dieser sich gekränkt fühlte durch den Vorwurf „verschiedener harter Ausdrücke, die jederzeit eine wahre Unzierde eines philosophischen Vortrags sind".[2]) Der Rezensent belegt auf empfindlichen Vorhalt seine Behauptung mit einzelnen Stellen. Als Beattie seine heftige Schreibart gegen Hume verteidigt, sagt T.:[3]) „Warum sollte einem so redlichen und warmen Verteidiger nicht eine menschliche Schwachheit zu gute gehalten werden; aber gerechtfertigt wird sie dadurch

1) Gel. Beitr. z. d. Meckl. Schwer. Nachr. 1763, S. 183.
2) Bützow. Gel. Nachr. 1762, S. 11 ff.; 148 ff.
3) Kieler Gel. Zeit. 1780, S. 458.

nicht. Sein Gegner Hume hat in diesem Punkt der Mäßigkeit im Ausdruck vieles vor ihm voraus. Hat man die Wahrheit hell und deutlich vor Augen, so lasse man lieber ihre Bestreiter in die Verlegenheit kommen, zu Deklamationen greifen zu müssen, weil die Gründe nicht Stich halten, als daß man sich selbst dieses Notbehelfs zu bedienen suche.“ Eine weitere Mahnung von ihm ist: man soll die Meinungen der Philosophen nicht aus dem Zusammenhang reißen, sonst sehen sie freilich oft so schwach aus als ein halbvertrockneter Zweig, den man aus seinem Stamm herausgerissen hat. Leibnizens Satz, daß wir eher zu allgemeinen Ideen kommen als zu individuellen, würde von dem Verfasser[1]) vielleicht nicht getadelt noch so widerlegt worden sein, wie es hier geschieht, wenn er seinem Sinn gemäß erklärt worden.[2]) — Kant war entschieden weniger im Stand, sich in die Motive von Gegnern hineinzuempfinden, als T. .

Die philosophischen Schriften der Bützower Periode ihrem Inhalt nach wiederzugeben, verschiebe ich aufs nächste Kapitel. Hier möge nur die Art der Entstehung derselben ihren Ort finden. Die Philosophie teilt mit allen anderen Disziplinen das Schicksal eines blos allmäligen Fortschritts. Darum ist Mitarbeit an den von dem jetzigen Stand gestellten Aufgaben unseres Philosophen Ziel. Das innere Interesse, häufig aber dazu noch äußere Anregungen durch neue Bücher, Umgang mit Freunden, öffentliche Diskussionen, wie sie damals besonders durch Preisaufgaben in Gang kamen, locken diese Mitarbeit heraus. Schon die Leitsätze der Disputation 1760 beziehen sich auf dubia doctissimorum dissentientium speciosissima. Die Einladungsschrift desselben Jahrs „Gedanken von einigen Ursachen, warum in der Metaphysik so wenige ausgemachte Wahrheiten sind“,[3]) ist hervorgewachsen aus der damaligen Lage der Metaphysik. Der Streit der Wolffgegner teils gegen die Wolffanhänger, teils unter sich selbst lassen ganz abgesehen von prinzipiellen Feinden der Metaphysik so ziemlich alle Resultate als unsicher erscheinen. Speziell in seiner Umgebung hat er das Schauspiel, daß der schon genannte Reinhard die 1757 erschienene Metaphysik Eschenbachs im allgemeinen als ein Buch preißt, „welches von jedem Liebhaber der

1) Tiedemann.

2) Kieler Zeit. 1777, S. 441. — Die Rezensionen sind durchgängig anonym, aber die von T. meist unschwer kenntlich.

3) Künftig zitiert als „Ursachen“ 1760.

Wahrheit verdienet gelesen und erwogen zu werden", besonders da, wo es gegen Wolff geht, wie bei der Freiheitslehre, im einzelnen aber doch an ihm wie an vielen anderen Zeiterscheinungen ziemlich starke Ausstellungen macht, besonders da, wo gegen Crusius polemisiert wird. — Der Gottesbegriff kam in das Licht allgemeinerer Diskussion durch die von den Kuratoren des Stolpischen Vermächtnisses zu Leyden gestellte Preisaufgabe: ex eo, quod aliquid est, solidis rationibus efficere, dari ens neccessarium, aeternum, immutabile et ab hoc universo distinctum. Die preisgekrönte Arbeit von Maas wurde mit 3 andern 1760 gedruckt.[1]) Die sich anschließenden Verhandlungen sind vermutlich als Anlaß sowohl der T.schen „Abhandlung von den vorzüglichsten Beweisen des Daseins Gottes" 1761, als auch von Kants „Einzig möglichem Beweisgrund zu einer Demonstration des Daseins Gottes" 1763 zu betrachten.

Am meisten von innen heraus angeregte Arbeit liegt bei T. vor auf dem Gebiet der empirischen Psychologie. Eine Reihe von gedruckten Aufsätzen, aber auch offenbar viel gesammeltes Material und immer wieder ansetzendes Nachdenken dreht sich um die Frage der „Hauptneigungen", „Grundtriebe" der Menschen, deren Lösung dann zugleich über eine den Einteilungen auf botanischem und zoologischem Gebiet analoge „Klassifikation der menschlichen Gemüter" entscheiden würde. Eine „weitläufigere Schrift" mit dem Titel „Über die Grundtriebe der Menschen" war geplant.[2]) Am meisten Verwandtschaft mit dem Ziel seiner Untersuchungen empfindet T. gegenüber Sulzers „unvergleichlicher Abhandlung über die Empfindungen" (1762). Sozusagen Vorarbeiten sind etliche Gelegenheitsaufsätze. Die „Gedanken von dem Einfluß des Klimas auf die Denkungsart der Menschen"[3]) waren veranlaßt durch einen Artikel des Konsistorialrats Schütze in derselben Zeitschrift. Dieser mußte sich gegen französische Invektiven verteidigen, welche, von einer Art „Patridomanie" besessen, die Inferiorität des deutschen Nationalcharakters als eine naturnotwendige und zwar aus Gründen des deutschen und nordischen Klimas abzuleitende hinstellten; er ging aber T. in der

1) Rostock. Gel. Nachr. 1760, S. 102; Bützow. Gel. Nachr. 1762, S. 8.

2) „Über den Ursprung der Ehrbegierde", Schleswig-Holst. Anzeigen 1766, S. 689 Anm.; „Von der Verschiedenheit der Menschen" etc., Mecklenb. Nachr. 1762, S. 308.

3) Schleswig-Holst. Anzeigen 1759, S. 454; Kordes hat fälschlich 1757.

Polemik gegen Klimaeinflüsse zu weit. Das Schreiben an den Pastor Volquarts zu Lunden, einen Freund, über die Frage: „Ob die Verschiedenheit der Erkenntnisfähigkeiten und Neigungen der Menschen in einer angeborenen Verschiedenheit oder in den äußerlichen Umständen seinen Grund habe“,[1]) setzt sich mit Helvetius auseinander. Die Untersuchung über die „Ehrliebe“[2]) war inhaltlich als Teil des genannten größeren Werks in Aussicht genommen, aber die Schriften, die erschienen waren gelegentlich der Preisfrage der Akademie zu Besançon von 1761: „Ob die Begierde, sich zu verewigen, der Natur und der Vernunft gemäß sei“, bildeten für T. den Grund, „diesen Teil aus den übrigen herauszunehmen und einem periodischen Blatt entsprechend einzurichten“. Diese Versicherung soll ihn als Deutschen von dem Vorwurf reinigen, die Franzosen nachgeahmt zu haben. Eine Arbeit, bei Kordes genannt „Über die Rangordnung der Wissenschaften, in den Glückstädter Intelligenzblättern 1764“, trägt in Wirklichkeit die Überschrift „Über den verschiedenen Nutzen der menschlichen Erkenntnisse“ und steht in den Schleswig-Holst. Anzeigen 1765.[3]) Sie ist ebenfalls psychologisch orientiert. Sie entstand als Verbesserung des Versuchs eines schweizerischen Philosophen,[4]) der d'Alemberts Abhandlung von der Verbindung der Künste und Wissenschaften ins Deutsche übertrug und mit scharfsinnigen Anmerkungen bereicherte, eine Art Rangordnung unter den Wissenschaften festzusetzen.

Die Diskussionen über die Preisaufgaben der Berliner Akademie verfolgte T. mit lebhafter Beteiligung. Diese Aufgaben schnitten deshalb so ein, weil sie mit glücklicher Wahl dem Zeitbedürfnis der Auseinandersetzung zwischen empiristischer und rationalistischer, englischer und deutscher Richtung entgegenkamen,[5]) so die über die Monadenlehre, über Optimismus, besonders aber die aufs Jahr 1763 aufgegebene, in der Mendelssohn den

1) Nachträglich veröffentlicht in den „Hamburg. Nachr. aus d. Reiche der Gelehrsamkeit“ 1761, S. 276. Ein weiterer Artikel, dieselben Gedanken näher ausführend, mit der Überschrift: „Von der Verschiedenheit der Menschen nach ihren Hauptneigungen“ steht „Mecklenburg. Nachrichten“ 1762, S. 305.

2) „Schleswig-Holst. Anzeigen“ 1766, S. 689 ff.

3) S. 605. Die Unterschrift N. S. S. nach Bibliothekar Dr. Lüdtke Kiel zu deuten N[icolau]S. [Teten]S.

4) Vielleicht einer der Mitarbeiter an der späteren „Schweiz. Encyclopädie“ (Überweg-Heinze S. 258).

5) Harnack, Gesch. der Berl. Akad. I, 1, S. 396 ff.

Preis, Kant das Accessit erhielt.[1]) Sulzer hatte die Frage gestellt; die Wolff abgewandten, auf Newtons Methode sich beziehenden Ausführungen Kants hatten ihm, dem Wolffianer, nicht recht gefallen wollen. Beide Arbeiten wurden 1764 gedruckt und gaben die Grundlage ausgedehnter Debatten.[2]) Kant selbst beabsichtigte eine weitere Ausführung seiner Arbeit, kam aber nicht dazu. T. will offensichtlich zur Debatte seine Ansicht sagen am Schluß der Schrift von 1775 „Über die allgemeine spekulativische Philosophie". Das Verhältnis von Mathematik und Philosophie beschäftigte ihn dauernd, schon in den „Ursachen" 1760 bis zu den letzten philosophischen Äußerungen (1787).

Ein glücklicher Griff der Akademie war auch das sprachphilosophische Problem. Am bekanntesten wurde die Preisaufgabe für 1770: en supposant les hommes abandonnés à leurs facultés naturelles, sont-ils en etat d'inventer le langage? et par quels moyens parviendront-ils d'eux-mêmes a cette invention?[3]) Nach einer Seite war auch diese Frage eine Auseinandersetzung zwischen Leibniz und dem Empirismus, nach der andern standen diese beiden vereinigt gegen den Supranaturalismus. Der Präsident der Akademie Maupertuis, gestützt auf Condillac, hatte 1756 in der Akademie eine empiristisch gehaltene Erklärung des Sprachursprungs gegeben; gegen ihn hatte sich das Akademiemitglied Süßmilch erhoben, indem er noch im selben Jahr einen gründlich geführten Beweis für übernatürlichen Sprachursprung verlas. Aus der Debatte ergab sich die Preisfrage für 1759 à l'influence mutuelle des opinions sur le langage et du langage sur les opinions, deren gekrönte Bearbeitung durch den Orientalisten Michaëlis die besondere Zufriedenheit des Protektors der Akademie, Friedrichs des Großen, errang. Auch T. ließ sich durch dieselbe zur Aufmerksamkeit auf die Etymologie anregen.[4]) Als ein Freund von ihm diese Wissenschaft als einen „Spaziergang, wo man blos tändeln kann", bezeichnete, also von ihr verächtlicher dachte, als man von irgend einer Zunft der gelehrten Republik denken muß,

1) Mendelssohn „Über die Evidenz der metaphys. Wissenschaften"; Kant „Untersuchung über die Deutlichkeit der Grundsätze der natürl. Theologie und der Moral".

2) Harnack I, 1, S. 411.

3) Bartholmèss, Hist. phil. de l'Acad. de Prusse II, 260, 268; Harnack, Gesch. ders. I, 1, 413.

4) Gel. Beitr. zu den Mecklenburg-Schwerin. Nachr. 1766, S. 142.

äußerte sich T. in zwei Aufsätzen „Über die Grundsätze und den Nutzen der Etymologie“ und „Über den Nutzen der Etymologie“.[1]) Neue Nahrung bekam die öffentliche Sprachdebatte durch den Druck von Süßmilchs 1756 verlesener Abhandlung im Jahre 1766; die Verhandlungen über sie haben die Akademie zur Stellung der erstgenannten Preisaufgabe für 1770 bestimmt. Daß diese des Reizes nicht entbehrte, zeigen die 31 eingegangenen Bewerbungen, unter denen die Herders die 29. war und den Preis erhielt. Herder, der von sich selbst sagt: „Kein Mensch hat mehr Anlage zur Philosophie der Sprache als ich“, fühlte schon lange den Wunsch, gegen Süßmilch und den früheren Rousseau und für Mendelssohn, der in einem Schreiben an Lessing anläßlich der Übersetzung von Rousseaus Schrift „Ursprung und Gründe der Ungleichheit der Menschen“ sich gegen Rousseau ausgesprochen hatte, Partei zu nehmen. Im wesentlichen auf Leibnizischen Grund gestützt, tat er das in der schließlich rasch entstandenen Preisbewerbung, deren einzelne Bogen Goethe im Straßburger Krankenzimmer Herders zu lesen bekam. Im selben Jahr 1772, in dem Herders Arbeit gedruckt wurde, nahm auch T. das Wort in der anonymen Schrift: „Über den Ursprung der Sprachen und Schrift“. Die Beziehung zur Preisfrage geht, auch wenn T. sie später nicht selbst bezeugt hätte,[2]) hervor schon daraus, daß die Schrift mit der Fragestellung der Preisaufgabe beginnt und in der Anlage von ihr beherrscht ist. Die Frage der Akademie wird von ihm übergeführt in das Problem Süßmilchs, der einen Zirkel zwischen Vernunft und Sprache konstatiert hatte: erstere setze letztere und letztere erstere voraus. T. findet den Ausweg aus ihm darin, daß er zu den beiden ein drittes Moment hinzufügt, das die Vorstufe zur Vernunft sowohl als zur Sprache bildet, die sinnliche Natur des Menschen. Auch seinem Standpunkt, wie dem von Mendelssohn und Herder liegt Leibniz zu Grund. Es ist die Frage, ob T. unter den Bewerbern um den Preis war, etwa unter den 6 honorablement mentionnés, oder ob er erst nachträglich das Wort ergriff. Wahrscheinlicher ist das letztere: er selbst unterscheidet sich von den „Philosophen, die sich mit der Auflösung der Aufgabe beschäftiget“.[3])

---

1) ib. 1765, S. 53; 1766, S. 139.
2) Hw. I, 768 f., 772.
3) Hw. I, 768.

Die philosophisch fruchtbarsten Jahre sind die nach 1772 bis 1776. Wohl lief noch anderes, wie die Übersetzung von Krafts Mechanik ins Lateinische nebenher, aber auf der Philosophie lag der Hauptnachdruck. Philosophisch gedacht und gelesen hat T. immer. Mehr zufällig hingegen war die schriftliche Fixierung, die hing oft von einer äußeren Anregung ab. Nun wollte er wirklich sein Wort gegenüber dem damaligen Stand der psychologischen Fragen und was damit zusammenhing, in die Wagschale werfen. Der Verfasser mache hier Untersuchungen bekannt, sagt der Rezensent des Hauptwerks in der Kieler Gel. Zeitung 1777,[1]) vielleicht sein Kollege Ehlers, die er seit verschiedenen Jahren über den menschlichen Verstand, über die tätige Grundkraft, über die Freiheit, über die Natur der Seele und über ihre Entwicklung angestellt habe. Wir werden nicht fehlgehen, wenn wir sagen: das Werk „Über die Grundtriebe", das er früher projektierte, aber nicht zustand brachte, hat er jetzt in den „Philosophischen Versuchen über die menschliche Natur und ihre Entwicklung" fertig gestellt. Natürlich hat sich vieles im Lauf der Jahre verschoben oder wurde jetzt noch umgegossen. Manches fügte sich neu ein: die theoretische Seite des Geistes war in der jetzigen Darstellung Selbstzweck, nicht mehr leibnizisch Unterlage, Ableitungsprinzip für die praktischen Seite. Dafür mußte anderes wegbleiben, so auf der praktische Seite spezielle Themata wie die Ehrliebe. Wenn wir die philosophische Arbeit dieser Jahre überblicken, dürfen wir aber nicht blos die Versuche von 1777 ansehen, sondern dazu noch den Versuch „Über die allgemeine spekulativische Philosophie" 1775. „Anfangs war dieser Versuch", heißt es in der Vorerinnerung dieser Schrift, „bestimmt, der erste in einer Sammlung von mehreren zu sein, die zu der beobachtenden Philosophie gehören und sich mit einigen der erheblichsten Grundzüge der Menschennatur, mit dem Prinzip des Empfindens und des Denkens, mit der Selbstständigkeit und Freiheit, mit der Seelennatur der Menschen und ihrer Perfektibilität und Entwicklung beschäftigen. Als die Betrachtung einer Seite des Verstandes konnte der vorliegende Aufsatz unter jenen einen Platz haben und auf einige von ihnen aufmerksam machen. Aber nachher riet seine innere Beziehung auf den größeren Teil desselben [des Verstandes] ihn abzusondern und voranzuschicken." Die Erwägung des Autors, daß der jetzige

1) S. 193.

Versuch nicht blos primus inter pares sei, sondern eine allgemeinere, die meisten Einzeluntersuchungen über den menschlichen Verstand erst ins rechte Licht setzende und insofern selbständige Bedeutung beanspruche, ist ohne Zweifel richtig. Aber die äußerliche Abtrennung dieses Versuchs hat Hand in Hand mit der Anonymität ein bis heute währendes Ignorieren desselben verursacht, das für die Gesamtauffassung der T.schen Philosophie vom Übel war. Über das Hw. ergibt sich aus jenen beiden Stellen, daß es zum größten Teil jedenfalls in der Bützower Zeit schon ausgearbeitet vorlag und als Manuskript mit nach Kiel wanderte. Sonst könnte T. nicht die Schrift von 1775 mit dem Inhalt der einzelnen Versuche des Hw. vergleichen.[1]) Merkwürdig ist, daß beide Äußerungen auf den Inhalt des II. Bandes viel ausführlicher verweisen, als auf den des I., wohl nur, weil es dafür keine so geschickten Sammelnamen gab wie beim I. („Prinzip des Empfindens und Denkens“ oder „Über den menschlichen Verstand und die tätige Grundkraft“). Das Werk hat den psychologischen Gesichtswinkel, behandelt aber auch allgemeinere logisch-metaphysische Fragen. Ausgeschlossen ist Theologie und Kosmologie, ebenso eine ausgeführte Ontologie. Gerade die letztere ist aber, wenigstens was die prinzipielle Frage der Methode betrifft, in der Schrift von 1775 enthalten. Die Anregung zu dieser Arbeit ist, wie sich zeigen wird, vor allem von Kants Inauguraldissertation 1770 und von Lamberts Architektonik 1771 ausgegangen. Auch im Hw. bilden die deutschen Philosophen, Wolff, Reimarus, Sulzer, die eigentlichen Vorgänger in der psychologischen Arbeit, obgleich fast keine bedeutendere einschlägige Erscheinung ist, die zitiert oder unzitiert nicht darin Berücksichtigung fände. Als Ziel schwebt T. dabei nicht ein Lehrbuch oder Sammelwerk vor, sondern ein Forscherwerk. „Er hat die Materialien in abgesonderte Versuche verteilet, um von dem Zwang der systematischen Ordnung frei zu sein und desto füglicher das übergehen oder nur kurz berühren zu dürfen, was von andern schon genug ins Licht gesetzet ist, dagegen desto weniger da eingeschränkt zu sein, wo er auf Sachen kam, die ihm noch einige Aufhellung nötig zu haben schienen“, sagt jener Kollege.[2]) Was das Publikum betrifft, das sich T. wünscht, so wollte er „seinen Vortrag von der philosophischeu Kunstsprache

1) Ebenso zitert er Hw. II, 372 nur die 6 ersten, bis 1775 erschienenen Bände von Verdier.

2) Kiel. Gel. Zeit. 1777, S. 193.

unabhängig und so faßlich machen für nachdenkende Leser, als die Beschaffenheit der Materialien es erlaubte".[1]) Diese Tendenz ist nicht in Beziehung zu setzen zu der teilweisen Popularisierungssucht der damaligen Philosophen, sondern zu seinem Streben nach Unabhängigkeit von den einzelnen Systemen.[2]) Nach einer Äußerung Buhles[3]) ist das Hw. nicht abgeschlossen. Geht dieselbe auf Willenskundgebungen von Tetens selber zurück, so könnte man sich als Inhalt der Fortsetzung Themata der speziellen Psychologie denken, wie er z. B. früher die Ehrliebe behandelt hatte, auch Themata der Geschichtsphilosophie. Andere Gegenstände hätten noch Platz, wenn man als Titel des Werks blos behielte: „Philos. Versuche."

Die Kiel. Gel. Zeit. von 1776 berichten;[4]) „H. Prof. Tetens in Bützow, der als Philosoph, Mathematiker und Naturkundiger den Gelehrten durch mehr als eine gründliche und lesenswürdige Schrift bekannt ist, hat einen Ruf als ordentlicher Prof. der Philosophie auf unsere Universität erhalten." Sodann:[5]) „H. Prof. T.... ist am 7. Oktober hierselbst eingetroffen und wird seine schon im Lektionskatalog angekündigten Vorlesungen zu gehöriger Zeit anfangen." Diese Vorlesungen in Philosophie waren: Geschichte der Philosophie, erzählt nach Büschings Grundriß, dann Logik nach Reimarus. Im selben Wintersemester 1776 zeigt er aber schon 4 mathematische Vorlesungen an. Im Sommersemester 1777 erläutert er Geßners Isagoge in erudit. universalem, liest Logik und Metaphysik nach Ulrichs Lehrbuch und wieder 3 mathematische Kollegs. Bei den mathematischen legt er Karsten, Wolff, Kästner, Schönmark zugrund; außer den gewöhnlichen Disziplinen kommen hie und da vor Optik, Astronomie, Geographie, Mathesis Forensis, ein mathematischer Kurs über Belidor für die, welche sich dem Kriegsstande widmen, vor allem aber jedes Jahr aus der angewandten Mathematik Deichbaukunst. Hingegen werden die philosophischen Vorlesungen bald einförmig: Winters liest er Metaphysik und

1) ibid.

2) Küttner bei Jördens, Lexikon deutsch. Dichter u. Prosaisten 1880, 5. Band, S. 33: „Er schreibt für die Fassungskraft erleuchteter Leser, nicht für die Belustigung des großen Haufens."

3) Gesch. der neueren Philos. 1805, 6. Band, 2. Abt., S. 531: „Das Werk ist noch nicht vollendet; es ist aber seit der Versetzung des Vf. nach Kopenhagen nichts mehr davon erschienen."

4) S. 192.

5) S. 352.

zwar nach eigenen Diktaten,[1]) Sommers Logik nach Reimarus. Eine jüngere Kraft, Valentiner, trat ihm bald mit Übernahme ähnlicher, besonders mathematischer Vorlesungen an die Seite.

T. hat sich nach seinem Eintritt in Kiel bei seinen Kollegen rasch ein Ansehen erworben. „Umfang an Kenntnissen", „geruhig und scharf forschender Blick und redliche Wahrheitsliebe" wird an ihm von seinem Amtsgenossen Ehlers gerühmt. Er gilt als eine Art philosophische Zentralinstanz, Gegeninstanz gegen „kühne Prahler unter den Modedenkern".[2]) Vor allem trat ihm Cramer nahe. Dieser, früher Hofprediger in Kopenhagen, jetzt Theologieprofessor in Kiel, Prokanzler und später Kanzler daselbst, war ein naher Freund Klopstocks,[3]) Mitarbeiter an den bekannten „Bremer Beiträgen", Dichter geistlicher Lieder, wissenschaftlich ein genauer Kenner der Kirchengeschichte und der scholastischen Philosophie, alles in allem eine vornehme, geistig regsame und bedeutsame Persönlichkeit. Er fing eben damals an, eine Zeitschrift herauszugeben „Beiträge zur Beförderung theologischer und anderer wichtiger Kenntnisse von Kielischen und auswärtigen Gelehrten". Zu dieser zog er T. stark als Mitarbeiter bei. Fragen der natürlichen Theologie, durch Humes Angriffe angeregt, wurden in Kiel viel diskutiert.[4]) So gab auch T. in die Cramersche Zeitschrift eine Abhandlung „Über die Realität unseres Begriffs von der Gottheit". Der erste Teil, „Über die Realität unseres Begriffs von dem Unendlichen" erschien 1778; der zweite, verzögert durch gleich zu nennende Anlässe, 1783 mit der Überschrift „Über den Verstand in der Gottheit, gegen Hume". Auch der in Gesprächsform gefaßte Artikel „Von der Abhängigkeit des Endlichen von dem Unendlichen" 1783 stammt von T. und bekommt seine Wichtigkeit weniger durch seinen allgemeinen Inhalt als durch Bezugnahme auf die inzwischen herausgekommene K. d. r. V. Das frühe Eingehen der Zeitschrift hat uns wohl mit um weitere philosophische Arbeiten von T. gebracht, speziell um eine angekündigte Auseinandersetzung mit der Kantischen Philosophie, die eine Parallele zu der Auseinandersetzung mit Hume geworden wäre. Sogar zur Äußerung über speziellere theologische Probleme wußte Cramer T. zu veranlassen. Der Artikel „Über die göttliche Gerechtigkeit,

1) Dieselben waren nicht mehr zu bekommen.
2) Cramers „Beiträge" 1778, S. 248 f.
3) Kiel. Gel. Zeit. 1780, S. 585.
4) Cramers „Beiträge" 1778, S. 65.

den Zweck der göttlichen Strafen“ [1]) entstand infolge einer „Aufforderung“ des Herausgebers, welcher seinerseits etliche durch T.' Untersuchung erweckte Gedanken zum Besten gab. T. behandelt auch diesen Stoff „philosophierenderweise“,[2]) nach Gründen der „Vernunft“ [3]) oder der Aufklärung[4].) Eine prinzipielle und systematisch durchgeführte Darlegung des Vernunftstandpunkts gegenüber der Offenbarung, wie sie Kant in seiner „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft“ gibt, haben wir bei T. nicht.

Über das Verhältnis von mathematischer und philosophischer Arbeit sagt T. selber,[5]) er habe immer viele Zeit auf die Mathematik verwandt und diese nun seit verschiedenen Jahren schon zur Hauptbeschäftigung gemacht; daneben behalte er freilich die Neigung zur Metaphysik bei, an der er noch immer fort arbeite, obgleich er weit über 30 Jahre alt sei, das Alter, über welches kein Mensch von gesundem Verstande, wie jemand sage, sich mehr damit beschäftigen müßte. Der Löwenanteil seiner Zeit gehörte also je länger je mehr der Mathematik und zwar der angewandten. Zwei Gebiete sind hier zu nennen, Deichbauwissenschaft und Rentenberechnung. Mit dem Lehrauftrag war nämlich auch noch zeitweise eine praktische Verwendung verbunden, welche T. auswärts rief. In den Jahren 1778, 1779 und 1780 bereiste er[6]) auf höhere Veranlassung die Marschländer an der Nordsee, von Hoyer in Jütland an, wo die Schleswigischen Seedeiche sich im Norden endigen, an der Elbe, Weser und den holländischen Provinzen herum bis nach Flandern in der Absicht, die Praxis in Deich- und Uferbau kennen zu lernen. Er unterbreitete sodann der dänischen Regierung Vorschläge zur Hebung dieses Zweigs der Hydrotechnik, Ausbildung von akademisch geschulten Sachverständigen mit einem höheren Gehalt. Ein Nebenerfolg seiner Reisen waren Briefe über dieselben, die auch allgemein Wissenswertes enthielten.

T. hatte auf das so zukunftsreiche, aber damals noch leicht etwas ins Unreelle fallende Versicherungsprinzip immer ein Auge gehabt, war an der Umänderung des Calenbergischen Witwen-

---

1) ib. 1783, S. 249 ff.

2) S. 250.

3) S. 287.

4) Vgl. oben pag. 10; Cramers Beitr. 1778, S. 139: Die aufgeklärte Vernunft; 1783, S. 29: Der unaufgeklärte Haufen.

5) Cramers Beitr. 1783, S. 102 f.

6) Kiel. Gel. Zeit. 1789, S. 154.

institutes in Hannover beteiligt gewesen und gab nun eine Schrift heraus: Einleitung zur Berechnung der Leibrenten und Überlebensrenten 1783, von welcher er selbst sagt: „In Deutschland sind wir in diesem Teil der Arithmetik bisher, und man kann hinzusetzen leider, zurückgewesen". Sie wurde von Fachleuten sehr günstig aufgenommen und war auch ein Grund seiner späteren Berufung nach Kopenhagen. Er sprach schon in damaliger Zeit den Gedanken aus: „Was der Einzelne nicht kann, das kann die gesellschaftliche Verbindung von mehreren". Der einzelne mittlere Mann kann seine Zukunft und die seiner Familie nicht sicher stellen und fällt im ungünstigen Fall der Armenfürsorge zur Last. Wie Halley, Euler, Emerson, Price etc. ist T. ein Vorkämpfer des modernen Versicherungswesens.

Seine physikalische Tätigkeit war weniger bedeutend als in Bützow. In den Rezensionen nahm er Notiz von den Zeiterscheinungen, von den auf der Seine probierten Feuermaschinen als den vollkommensten hydraulischen Maschinen,[1]) von den Fortschritten auf elektrischem Gebiet, wobei er sich für eine einzige elektrische Materie ausspricht, während Lichtenberg die Frage, ob eine oder mehrere, offen läßt, und wobei er die Notiz verzeichnet, daß vor Franklin schon Winkler in Leipzig den Blitz für eine elektrische Wirkung erklärt habe.[2])

Für alle Zeitfragen hatte er Interesse, für die „Geschichte der Toleranz in Mecklenburg", für einen Versuch der Aufhebung der Leibeigenschaft der Bauern auf einem adeligen Gut u. a. Seine Pflichten als Lehrer der Jugend hat T. immer ernst genommen.[3]) In einer Prorektoratsrede von 1785, Oratio de studiis academicis ad culturam rationis dirigendis,[4]) entwirft er ein Programm für das Universitätsstudium. Dessen Zweck soll nicht bloß Vorbereitung auf ein Amt, sondern die Aufklärung als Mensch sein. Die Wissenschaften, die wegen jenes allgemeineren Zwecks neben dem Brotstudium Raum haben müssen, sind Geschichte, Philosophie, Physik und Mathematik, also etwa eben die von T. selbst s. Z. bevorzugten. Dieser Raum ist dadurch zu gewinnen, daß man

1) ib. 1779, S. 124.

2) ib. 1779, S. 287. 246.

3) Ein dänischer Nekrolog schreibt (Allg. Litteraturzeitung, Halle 1808, 1. Bd., S. 407): „Als Lehrer wirkte T. auf viele Jünglinge so, daß sie jetzt als Männer mit vieler Deutlichkeit erkennen, wie vieles sie von ihrer Bildung durch seinen gründlichen Unterricht erhielten."

4) Neues Kiel. Litteraturjournal 1785, S. 180 ff.

überall nur die „Fundamentalien“ treibt, das den ersten und allgemeinsten Grund Legende, und die Fortsetzung und Ausbreitung der Studien in jedem Fach dem späteren Selbststudium überläßt.[1])

Der seitherigen Hauptbeschäftigung entzogen wurde T. im zweiten Hauptteil seiner Laufbahn. Was für Goethe der Ministerposten in Weimar, ist für T. das Kopenhagener Staatsamt. „S. M. der König haben den H. Prof. Tetens zum wirklichen Justizrat und zugleich zum 2. Assessor in dem Kgl. Finanzkollegium und zum 2. Direktor der Finanzkassendirektion in Kopenhagen zu ernennen geruht. Mit wie viel Teilnehmung an dem Glücke eines Freundes und wie grosser und gerechter Hoffnung und Erwartung von dem Bestreben, welches ein Mann von seiner Einsicht und Tätigkeit in dem neuen, wichtigen Fache seiner Geschäfte anwenden wird, unsere Universität diese Veränderung ansehen mag, so kann sie dennoch den Verlust eines so berühmten und verdienten Weltweisen und Mathematikers und eines mit so vielem Eifer zum Besten der studierenden Jugend arbeitenden Lehrers unmöglich gleichgültig ansehen. Möchte doch einige noch übrige Hoffnung, ihn einst wieder den Unsrigen beizuzählen, in Erfüllung gehen“, schreiben die Kiel. Gel. Zeit. den 11. März 1789[2]). Die nach Vorgängen nicht unbegründete Hoffnung, es möchte die Berufung in die Beamtenlaufbahn eine vorübergehende sein, hat sich nicht erfüllt. T. stieg im Staatsdienst höher, 1791 ist er Etatsrat und Deputierter im Finanzkollegium, Mitdirektor in der Kgl. Bank, in der Depositokasse und dem sinkenden Fond, in der allgemeinen Witwenkasse und der Versorgungsanstalt; 1803 erhält er den Titel Konferenzrat. Hatte T. früher nicht alle Kräfte der reinen Wissenschaft gewidmet (Deichbau, Kassenwesen, humane Bestrebungen, Pädagogie), so war jetzt eine gewisse Fortsetzung des Zusammenhangs mit der Wissenschaft gegeben durch die schon 1788 erfolgte Aufnahme als ordentliches Mitglied in die Kgl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Kopenhagen. Er hat sich um diese verdient gemacht teils durch Verlesen eigener Abhandlungen, teils durch Aussetzung und Beurteilung von Preisaufgaben und wurde Präses

1) Dasselbe schon in einer Rezension Kiel. Gel. Zeit. 1781, I, S. 145 f: Die Geburtshilfe der Begriffe sei bei Anfängern am nötigsten, das meiste aber sei dem späteren Privatfleiß zu überlassen.

2) Den 25. März melden sie aus Jena die Ernennung des Rats Friedrich Schiller zum außerordentlichen Professor der Philosophie.

der mathematischen und philosophischen Klasse. Verlesene Abhandlungen waren z. B. die über die Integration der logarithmischen Differentialen, über die formula Polynomiorum. Ja eine Arbeit für die Akademie war sein „Schwanengesang“. Schon von der Krankheit ergriffen, welche ihn ins Grab legte, bezeugt Bugge, konnte er nicht mehr persönlich in der Sitzung erscheinen, in welcher die Entscheidung betreffs der 13 eingegangenen Arbeiten für 1806 über eine verbesserte Theorie des Parallelogramms der Kräfte stattfinden sollte. Da teilte T., den die Sache fast sieben Monate beschäftigt hatte, schriftlich der Klasse sein Gutachten über die Arbeiten unter Anstrengung seiner letzten Kräfte mit. — Auch privatim hat sich T. als Staatsbeamter mit der Wissenschaft auf dem Laufenden gehalten. Bugge schreibt, daß man ihn in seinem späteren Lebensalter oft über der Lectüre von Senator de la Place's, des „Newton unseres Zeitalters“, Mechanique céleste fand. Die Kosmogonie, in welcher der junge Kant productiv sich betätigt hatte, hat T. also in seiner späteren Periode reproduktiv interessiert. Nur eine der späteren Abhandlungen von T. kann der Philosophie im weitesten Sinn zugerechnet werden, „Anmerkungen zu Rousseaus contract social und über das neue französische Staatsrecht“ in der dänischen Minerva 1793. Auch seine letzte Schrift gehört diesem rechtlich-politischem Gebiet an, „Ueber das Verfahren der Britten gegen die neutralen Handelsschiffe“, französisch geschrieben. Es handelt sich um die Frage, wie weit die Engländer, die in Abwehr der Folgen des napoleonischen Kontinentalsystems auch neutrale Handelsschiffe aufbrachten, ein Recht auf ihrer Seite haben. T. sucht in seiner sachlichen Art auch den englischen Gründen möglichst gerecht zu werden.

Seinen Charakter schildert Bugge als „gutmütig, fromm und sanft“ [1]). „Fromm“ haben wir zu verstehen, wie schon berührt, im Sinn einer aufgeklärten Frömmigkeit. In den Briefen von seinen Reisen in die Marschländer sagt er z. B. über die Gegend von Tondern: Wahre Aufklärung findet sich in diesen Gegenden selten; man liest nur asketische und mystische Schriften infolge der Verbreitung der Herrnhutischen Frömmigkeit, so daß das Scherzwort entstehen konnte, es sei dort mehr Versandung der Vernunft als des Bodens zu fürchten. In der Kieler Univer-

1) Ein anderer dänischer Nekrolog (in Allg. Litt.-Zeit., Halle 1808, 1. Bd., S. 407) rühmt an dem Menschen T. seine „seltene Rechtschaffenheit, sein unverdrossenes Wohlwollen“.

sität erblickte T. einen Damm gegen diese Flut. Ueber die Bescheidenheit von T. sagt Bugge, seine Bedeutung und seine Kenntnisse machten ihn nicht aufgeblasen oder rechthaberisch. Er achtete jedes Talent, wo und wie er es fand, wußte, daß die Newtone, Euler, d'Alembert, de la Grangér, de la Place etc. sehr selten geboren werden, hielt auch kleine Beiträge zur Förderung der Wissenschaft für nützlich und achtenswert. Ein Zeichen seines menschenfreundlichen Herzens war das Eingreifen bei dem Brand Kopenhagens 1795, der ein Drittel der Stadt in Asche legte. Er setzte aus eigenen Mitteln einen Preis von 500 Rth. aus für Beantwortung der Frage über die beste und vollkommenste Einrichtung des Brandwesens in grossen Städten; zu seiner Freude bekam sein früherer Kollege, Valentiner, den Preis. „Die Milde, welche ihn sein ganzes Leben lang beseelt hatte, verließ ihn auch nicht in der Todesstunde". Wie er, obwohl noch bei vollem Bewußtsein, schon nicht mehr sprechen konnte, drückte er durch ein freundliches Lächeln seine Teilnahme an den Zärtlichkeitsbezeugungen der Umstehenden aus. Er starb 1807 am 15. (dänische Angabe)[1]) oder 19. (deutsche Angabe)[2]) August. Seine Gattin, Marie Margarete Buchauer, mit der er eine kinderlose Ehe geführt hatte, überlebte ihn um beinahe 11 Jahre. Gleich etliche Tage nach seinem Tode brach jenes furchtbare Unglück über Kopenhagen herein, das Bombardement durch die englische Flotte (2. bis 5. Sept.). Der ganze Nachruf Bugges ist durchzittert von der tiefsten Erregung über dieses Ereignis und der Entschlafene wird glücklich gepriesen, dass sein patriotisches Herz diesen Schmerz nicht mehr erleben mußte. Hätte er diesen schändlichen Räuberzug, die grausame Manier des Bombardements, den Raub der Flotte, die Vernichtung des Handels, die Wegnahme der Kolonien erlebt, er hätte keinen Tüttel geschrieben mit dem minuziösesten Schein der Verteidigung einer Nation, „deren Regierung jetzt offenbar den ganzen Handel der Welt sich schatzpflichtig machen will und so die Souveränität oder richtiger die Tyrannei des Meeres zum Grundgesetz und Bollwerk ihres Staates erhebt".

Werfen wir einen zusammenfassenden Blick auf sein Wirken, so ist T. mit Lambert einer der letzten Universalgelehrten —

1) Außer Bugge z. B. wieder Allg. Litt.-Zeit., offenbar nach dänischer Angabe.

2) z. B. Jördens, Lexik. deutsch. Dichter u. Prosaisten 1810, 5. Bd., S. 33.

ein Typus, wie ihn Leibniz am vollkommensten darstellt. Lambert hat höchstens eine 4. Hauptwissenschaft voraus, die übrigens auch T. nicht unbekannte Astronomie. Zusammenhang kommt in T.' Betätigungen durch einen philosophischen Grundzug, ein Streben, alles empirische Detail, für das er einen offenen Sinn stets behält, auf Einheit und Allgemeinheit zurückzuführen. Sehen wir auf Kant, so treibt dieser auch, was T. treibt, ja, wenn wir an Theologie, Aesthetik, Geschichtsphilosophie denken, noch mehr, aber alles mit größerer Konzentriertheit. Seine naturwissenschaftliche Arbeit zeitigt eine geschlossene Theorie der Weltentstehung. Denselben Unterschied beider werden wir in der Philosophie finden. Das Bild der beiden Typen, des Denkers und des Beobachters, fällt uns ein, wie es Merian hübsch zeichnet: le philosophe, qui observe et experimente, peut sans crainte proposer le résultat de ses experiences et de ses observations; il peut y revenir, les refaire, les changer, les varier à son gré: au lieu que les fauteurs de systèmes excluent cette flexibilité, leur roideur y résiste: tout ou rien, durer ou rompre, voilà leur devise[1]). T. arbeitet mit an den wissenschaftlichen Aufgaben seiner Zeit, im Besitz umfassendster Kenntnisse des seither Geleisteten greift er an, um da und dort, nicht an untergeordneten, sondern entscheidenden Punkten die Wissenschaft weiter zu rücken. Aber wir behalten das Gefühl, er geht nicht mit seiner ganzen Persönlichkeit in sein Werk ein, er steht darüber, wie andererseits das Ziel über jedem individuellen Verwirklichungsbeitrag schwebt. Kant will überall ein Ganzes, zeitlos Wertvolles, er hat in sich den Impetus des Reformators, Person und Werk decken sich.

Als Menschen sind beide, Kant und T. edel, gewissenhaft, Männer von ausgeprägtem Wahrheitssinn, Köpfe von überragender Klarheit, welche sie mit den höchsten Geistern als mit ihresgleichen verkehren lässt. Beide stellen das Handeln über das Wissen, die sittlich-religiöse Seite über die theoretische, T. nicht blos im wissenschaftlichen, sondern auch im praktischen Beruf. Dabei ist Kant mehr der Mann des Willens und der Grundsätze, T. hat mehr Gemütswärme und Aufgeschlossenheit für fremde Eigenart. Beide sind gute Lehrer, beide, T. als Talent, Kant als Genie, ächte Repräsentanten des deutschen Geistes.

1) Bei Harnack, Gesch. d. Berl. Akad. I, 1, S. 457.

II. Kapitel.

Die früheren philosophischen Arbeiten.

1. Die überkommene Lage.

Man pflegt die Zeit, in welche T.' Auftreten fällt, als Herrschaft Wolffs zu charakterisieren. Allerdings war die Leibnizisch-Wolffsche Philosophie als reinigende Windsbraut in den scholastischen Betrieb der Universitäten gefahren, aber völlig siegreich war sie nicht. Die Bedenken von christlicher, speziell pietistischer Seite gegen die Konsequenzen derselben schufen einen Gegenstrom, der sich mangels eigener Ideen eben wieder von den Alten und vom Mittelalter her seine Stoßkraft holte. Noch gewaltigere Konkurrenz, die schon Leibniz und Wolff selbst, noch stärker aber ihre Nachfolger zu spüren bekamen, erstand in den Ausländern. Zwar deren extreme Tendenzen, der Materialismus der Franzosen, der Idealismus Berkeleys, der Skeptizismus Humes waren meist nicht gefährlich. Um so mehr aber der Empirismus und Sensualismus, wie er sich an die Namen Locke und Condillac knüpfte. Von hier aus wurde der „Spekulation" der Krieg erklärt, ohne daß freilich eine genaue Grenze für deren Gebiet gezogen war, wurde die Erfahrung und speziell die Erfahrungsseelenlehre auf den Schild erhoben, wurden die Vertreter der positiven Wissenschaften, die Mathematiker und Physiker, zum Abfall von der Systemphilosophie aufgerufen. In echt deutscher Bewunderung des Fremden wurde das aufgenommen, allerdings meist nicht bis zum Punkte der Selbstverleugnung, sondern mit dem Eindruck, Fremdes und Eigenes passe zum Bunde. Schon Leibniz hatte das Vorbild universaler Versöhnlichkeit gegeben und seine Stiftung, die Berliner Akademie, ging hier in seinen Fußtapfen. Ihre Parole war: Leibniz und Locke, ja vielmehr bald: Locke und Leibniz. Das ist der Eklektizismus, von dem Merian sagt, er sei la seule secte ou non-secte qui doit respirer dans une Academie;

und Ancillon bestätigt es, die Berliner Akademie s'est toujours préservée de la contagion des systèmes.[1]) Der Streit der Leibnizanhänger unter sich, vor allem über die influxusfrage, aber auch die Erschlaffung des systematischen Triebs hatte dieser Stimmung die Wege bereitet. Immerhin war innerhalb derselben der Unterschied, ob man Locke, wie Friedrich der Große und ein Teil der Akademie tat, oder ob man Leibniz in den Vordergrund rückte. Auf der letzteren Seite, bei dem deutsch gesinnten Elektizismus müssen wir zusammen mit Reimarus, Lambert u. a. auch T. suchen. Was T. zu den Eklektikern hintrieb, war nicht etwa blos das Vorbild seines Lehrers Eschenbach, sondern sein eigenes irenisches Gemütsbedürfnis, sowie seine eigene, eben durch den Eklektizismus geförderte Geistesart, Unabhängigkeit von einzelnen mit der Abhängigkeit von allen gegenüberstehenden Autoritäten zu verbinden. Er suchte die Wahrheit überall, fand einen Wahrheitskern auch in den entgegengesetzten Standpunkten und stellte das Gefundene dann als Vollwahrheit nebeneinander. So wurde er der klassische „Vermittler", als den wir ihn kennen lernen werden.

Auf der deutsch gesinnten Seite des Eklektizismus hielt ihn außer der Kenntnis der Originalwerke von Leibniz und Wolff vor allem das Studium von A. G. Baumgarten, auf den er vielleicht durch seinen Lehrer Aepinus aufmerksam wurde. Durch die Hochachtung vor ihm wurde er bewahrt vor der prinzipiellen Wolffgegnerschaft, wie sie aus religiösem Untergrund heraus sowohl Eschenbach und Darjes, als Crusius damals kultivierten. Noch im späteren Alter bekennt T. von Baumgarten: „Ich erinnere mich des scharfsinnigen Mannes mit Ehrfurcht, denn ich habe vordem seine Metaphysik mit ganzer Innigkeit studiert."[2]) Er gibt ihm 1760 in der Freiheitslehre Recht,[3]) er legt ihn — wie Kant[4]) — lange Zeit seinen Metaphysikvorlesungen zu Grund.

So enge wie Quistorp und Karsten ist T. nicht an Eschenbach attachiert, welche über des eben Verstorbenen Metaphysik in Rostock 1759 lasen. Ein gewisser Grundstock von Wahrheiten steht aber auch ohne schülermäßige Anlehnung für T. fest. Metaphysik ist nach E. „die Wissenschaft, die sich mit der Betrachtung

1) Harnack, Gesch. d. Berl. Akad. I, 1, S. 428 A.; S. 445.
2) Cramers Beitr. 1783, S. 143.
3) Vgl. Ziff. 2 dieses Kapitels.
4) Erdmann, Refl. II, Ziff. 221.

3er der hauptsächlichsten Dinge, des Menschen, der Welt und Gottes, beschäftigt, durch deren richtige Erkenntnis man den Grund zu seiner Glückseligkeit legt" (E. Metaph. § 1). Diesen 3 Teilen der Wissenschaft ist voranzusetzen die „Grundlehre" oder Ontologie, welche die allgemeinen Grundsätze und Begriffe, die ersten Grundwahrheiten der menschlichen Erkenntnis enthält. Es gibt wohl einige Verächter der Metaphysik, aber man muß diese Wissenschaft nur richtig schreiben. — T. nimmt die Anfeindung ernster und die Gründe derselben tiefer. — Unter den Regeln für richtige Abfassung nennt E.: man soll keine anderen Sätze als Erfahrungen zu Grund legen oder doch solche, die sogleich durch Erfahrungen bestärkt werden (§ 5). Die Anzahl dieser Sätze wird von den Alten nicht bestimmt, da sie jeden für sich klaren Satz dazu rechnen; die Leibniz-Wolffsche Richtung nennt zwei, Satz des Widerspruchs als Grund der notwendigen Vernunftwahrheiten und Satz des zureichenden Grundes als den Grund der zufälligen Wahrheiten (§ 6). Die zwei Hauptgattungen der Begriffe, die den Inhalt des an die Spitze gestellten „Ich denke" bilden, sind Dinge und Eigenschaften; wenn die Scholastiker erste Grundwörter wie Existenz nicht erklären, so ist das klüger, als wenn Wolff das versucht (§ 7). Der Satz des Widerspruchs ist nicht der alleinige erste Grundsatz,[1]) jede untrügliche Erfahrung (z. B. ich denke), jeder für sich klare Satz (z. B. das Ganze ist größer als einer seiner Teile) ist ihm koordiniert (§ 13). Der Körper oder die Materie ist charakterisiert durch den Begriff des Zusammengesetzten (§ 29),[2]) er besteht aus entibus simplicibus oder Monaden (§ 35), von denen aber die Leibnizischen Bestimmungen der beständigen inneren, spontan erzeugten Veränderungen, sowie der Seelenhaftigkeit (Besitz von perceptiones & appetitus), der Abspiegelung der ganzen Welt, der gänzlichen Unähnlichkeit unter einander, der blos graduellen Verschiedenheit (Körper-, Tier-, Menschen-, Engel-, Gottmonade) fern zu halten sind (§ 36). — Auch T. bekennt sich zur Monadologie,[3]) hält aber im Unterschied von E. die beständige Wirksamkeit einer Kraft für den Substanz-

1) cf. T. „Spekul." 1775, S. 39; Hw. I, S. 489.

2) T. Hw. II, S. 181—84.

3) „Ursachen" 1760, S. 30 f.; Hw. II, 183 = einfache Wesen oder Monaden, nur leugnet T. den Nutzen I, S. 128: „unmöglich, aus der metaphys. Monadologie die Phänomena in der Körperwelt zu erklären".

begriff fest;[1]) Bewußtsein spricht er mit E. erst den denkenden Substanzen zu.[2]) — Von der Menschen- oder Seelenlehre sagt E., sie sei die Voraussetzung für die Weltlehre und natürliche Gotteslehre, weiterhin auch für andere Wissenschaften, wie Sittenlehre und Naturlehre. Die rationale Psychologie, aus der man lieber keine besondere Wissenschaft mache (§ 60), soll nicht alles aus dem Begriff der Seele ableiten wollen, sondern blos die Wirklichkeit der Seele erweisen (§ 42).[3]) — Betreffs Richtigkeit und Wahrheit der Vorstellungen ist kein Unterschied zwischen innerer und äußerer Erfahrung: Ebenso gewiß als ich weiß, daß ich denke, weiß ich, daß ich die sinnlichen Vorstellungen (sc. äußerer Dinge) habe (§ 45).[4]) — Vorstellungen ohne Bewußtsein sind viereckige Zirkel. Sie kamen so zustand, daß Leibniz den nudae perceptiones der Scholastiker, die bei ihnen blos Eindrücke in den Sinngliedern (Ideae materiales) waren, eine andere Bedeutung gab, nämlich: Vorstellungen in der Seele, die aber keine Gedanken werden. Leibniz schließt das aus der beständigen Wirksamkeit einer Kraft, einem Wesensmerkmal der Monaden. Anhänger dieser Lehre berufen sich auf Kinder, Träumende, Tiere, Kranke — wenn man unter Bewußtsein nicht Philosophieren übers Denken, sondern Wissen ums Denken versteht, nicht mit Recht (§ 45).[5]) — Zu dem Satz „nihil est in intellectu quod non antea fuerit in sensu“ bemerkt E., einige halten die Behauptung, daß alle Erkenntnis von den Sinnen anfange und quod non dentur ideae innatae, für den Grundstein der Gottesleugnung; aber der Streit, ob man einen angeborenen Begriff von Gott habe, ist ein Wortstreit (§ 50). Ähnlich führt T. den Streit zwischen Locke und Leibniz und zwischen Locke und Descartes auf Mißverstand zurück,[6]) während Kant es bei Mendelssohn als Untugend rügt, sachlich gegründete Streitigkeiten der Schulen für Wortstreit zu erklären.[7]) — Reiner Verstand ist ein solcher, welcher sich Vorstellungen von Dingen

1) „Verschiedenheit,“ Mecklenburg. Nachr. 1762, § 5.

2) ib. § 6: Die denkende Substanz fühlt, daß sie verändert werde, die nichtdenkende nicht.

3) Die rationale Psychol. kommt bei T. Hw. erst als 13. Versuch.

4) T. Hw. I, S. 400 ff.

5) T. „Ursachen“ 1760, S. 62: Dunkle Vorstellungen noch von vielen geleugnet. Hw. I, S. 271. 98 vermittelt, steht aber trotz Unterscheidung von percipere u. apperc. E. nahe; vgl. nächstes Kapitel.

6) Hw. I, S. 337 f.

7) „Einige Bemerk. z. Jakobs Prüf. d. Mend. Morgenstunden.“

machen kann, ohne daß sich Bilder der sinnlich empfundenen Dinge einmischen. Einen solchen haben wir Menschen nicht, auch nicht reine Vernunft als Vermögen solcher Vernunftschlüsse, darin die Vordersätze keine sinnlichen Urteile und Erfahrungen sind. Wolff (Ps. empir. § 495) meine zwar, „daß die Mathematici in der Arithmetik, Geometrie etc. eine reine Vernunft zu Markte brächten, weil sie Erklärungen und daraus hergeleitete Sätze zu Grunde legten; imgleichen daß in der Ontologie die ersten Grundwahrheiten durch die reine Vernunft erkannt würden. Allein 1. alle ersten Grundsätze in der Ontologie müssen Sätze sein, deren Richtigkeit durch eine jede Erfahrung sogleich bestärkt wird; welches auch von den zu Grunde etwa gelegten Definitionen gilt. Sonst taugt die ganze Ontologie nichts, wenn nicht ihre Wahrheiten als Erfahrungssätze können angesehen werden.[1]) 2. Der Mathematikus kann sich am allerwenigsten einer reinen Vernunft rühmen. . . . Wie siehts mit den ersten Grundsäulen, den Begriffen aus? Macht er sie mit einem reinen Verstande? Keineswegs, sondern mit einem sog. unreinen Verstande,[2]) denn alle seine ersten Begriffe macht er durch Absonderung von sinnlichen Dingen. Z. B. Euklid fängt seine Elementa mit dem Begriff der Linie an, zu dem kommt er durch Hilfe sinnlicher Dinge. Er betrachtet nämlich allerhand gemachte Striche oder Linien, mit Hilfe der Absonderung sucht er das Allgemeine heraus, d. i. eine Eigenschaft, die ihnen allen zukommt (§ 50). — Wir werden auf diesen Punkt noch zurückkommen.[3]) — Bei der natürlichen Gotteslehre sagt E., daß die Erkenntnis eines außerweltlichen, höchsten Wesens „doch eigentlich die Hauptabsicht der Metaphysik“ sei (§ 42), ferner, die Bejahung Gottes sei die einzige Grundsäule aller Beruhigung und Glückseligkeit (§ 94). Ähnliche Äußerungen finden sich auch bei T.[4]) — Die Selbsttätigkeit definiert E. wie T.[5])

1) Hw. I, S. 541 unterscheidet T. beim Grundgesetz des Widerspruchs 3 Fassungen, von denen die erste ein Erfahrungssatz, die beiden andern Axiome sind.

2) T. Hw. I, S. 427 über Unterschied von sinnlicher und vernünftiger Erkenntnis: „bei jener wirket die Denkkraft das wenigste; bei dieser das meiste“. Also auch Zusammenwirken von Verstand und Sinnlichkeit.

3) Vgl. IV. Kapitel.

4) „Spekul.“ 1775, S. 84: Endzweck der gesamten allg. Philosophie; „Gottesbegriff“ 1778, Cramer Beitr., S. 139: Gedanken, die ihn „beruhigt“ haben; „Ursachen“ 1760, § 4.

5) Esch. § 59; T. Hw. II, S. 47.

als die Macht, ohne Beihilfe eines mitwirkenden Dings und also aus eigener innerer Kraft sich zu seinen Handlungen zu bestimmen; E. hat das Gleichnis von der aufgezogenen Uhr, T. das von der Stahlfeder. Die Freiheit als Möglichkeit anders zu handeln hält E. fest, wie auch T., wenn letzterer daneben auch den Satz vom Grund in seiner Allgemeinheit retten will. — Abweichend lehrten T. und E. beim Erscheinungsbegriff. E. bekämpft diesen in der Wolffschen Form. Mundus sensibilis und intelligibilis heiße sonst Welt mit Sinnen wahrgenommen und Welt in unseren Gedanken (m. idealis), bei Wolff jedoch m. qualis nobis apparet und m. qualis revera est. Die Sinne machen uns nämlich nach Wolff die körperlichen Dinge und ihre Eigenschaften nicht so vorstellig, wie sie in der Tat beschaffen sind. Cartesius hoc feliciter detexit circa colores gegenüber den deren Realiät behauptenden Scholastikern; was aber von den Farben gelte, gelte auch von der Ausdehnung, Festigkeit etc. Damit habe Wolff dem Idealisten, mit dem verwechselt zu werden er sich verbitte, da er auch einen Beweis für die Wirklichkeit der Körper beibringe, dennoch alles zugestanden, was dieser verlange; denn die Trüglichkeit der Sinne sei der Grundstein des Idealismus (§ 78. 37). Hier, beim Erscheinungsbegriff folgt T. der Leibniz-Wolffschen Tradition.[1]) — Die Grundstellung des E. ist also wie bei Darjes: er steht christlichen Kreisen nahe,[2]) auch der christlich-scholastischen Philosophie, welcher er häufig Recht gibt gegenüber den „Neueren", der Leibniz-Wolffschen Richtung. Speziell Wolff wird fast in allen Paragraphen bekämpft. Gegenüber Crusius, dem Hauptgegner von Wolff, ist er selbständig. Der Erfahrungsstandpunkt weist auf Locke. T. hat davon das meiste auch, Fußen auf Locke, Achtung vor der Religion, auch vor der alten Philosophie. Wenn er dagegen Leibniz gegenüber, auch Wolff gegenüber eine entschieden andere Stellung einnimmt, so hat immerhin seine Rostocker Studienzeit dazu mitgewirkt, daß er die „Wolffianer" als eine Richtung, zu der er nicht gehört, von sich unterscheidet.

Wir hörten schon, daß T. Logik nach der „vortrefflichen" Vernunftlehre des Reimarus las. Dieser sog. ältere Reimarus ist ihm als in erster Linie auf Leibniz und Wolff, weiterhin aber

1) Hw. II, S. 152 f. Gegen Eschenbach auch Mendelssohn Literaturbriefe 1759, 38. Brief.

2) Hat mit seinem Buch das Hauptabsehen, „die Göttlichkeit der heil. Schrift festzusetzen", § 4.

doch auch auf Locke gründend, gesinnungsverwandt. Nur will T. grundsätzlich mehr geben als die „Vernunftlehrer"; über ihre „Regeln" hinaus ist sein Ideal die Methode der Mathematiker und Physiker.[1]) Speziell Lockes Einfluß tritt auch bei R. darin zutag, daß er vor das Kapitel über die Richtigkeit der Begriffe ein solches über ihre Erzeugung setzt,[2]) daß er von der aus Erfahrung herkommenden Materie derselben ihre von uns stammende Form unterscheidet,[3]) daß er von Schranken des Verstandes und der Vernunft spricht,[4]) daß er mahnt, Einbildungskraft und vorzeitiges Schließen beim Empfinden ruhen zu lassen, wenn es nicht zum Betrug der Einbildungskraft und Mißbrauch der Vernunft kommen soll.[5]) Andererseits begegnen wir bei R. der Leibnizischen Apperceptionslehre,[6]) sowie der öfters vorkommenden[7]) Verschmelzung derselben mit Locke.[8]) Eine direkte Beziehung des T. auf R., wenn auch kritisch modifiziert, liegt vor beim Thema der Sprache und des Vorzugs des Menschen vor dem Tier; die einschlägigen Begriffe Reflexion, Vernunft, Bewußtsein, Freiheit, weisen auf des R. Gebrauch zurück.[9]) Weiteres ist: R. warnt wie T. vor Gleichsetzung von Gehirn- und Seelenvorgängen.[10]) Der Fehler der Verwechslung des Nichtwahrnehmens der Identität

1) „Ursachen" 1760, S. 13.

2) „Vernunftl." 1756, 2. u. 1. Kap.; Lock. 1. B., 1. Kap., § 2: Ursprung, Sicherheit . . . des menschl. Wissens.

3) ib. § 159; auch „Lockes Regel" dort mit Beschränkung: viele unserer Begriffe entstehen ursprünglich aus der verschiedenen Empfindung. Über „Form" cf. Lock. 2. B., 2. Kap., § 2; 2. B., 12. Kap., § 1 u. T. Hw. I, S. 336; auch „Spekul." (unter Verhältnis von Begriff und Satz).

4) ib. § 19. 38; Lock. 4. B., 3. u. 4. Kap.; 4. B., 17. Kap., § 9 ff.; 1. B., 1. Kap., § 2. 4; 2. B., 7. Kap., § 10; T. Hw. I, S. 335.

5) ib. § 95. 161; Lock. z. B. im 4. B., 4. Kap., § 1 ff. u. 4. B., 12. Kap., § 1 ff.; T. Hw. Vorr. XVII. XXI.

6) ib. § 27 Bewußtsein = Unterscheiden. Ebenso T. Hw. I, S. 289 f. 293. Crusius ist bekanntlich hierin anderer Ansicht als Wolff: Bewußtsein eher als Unterscheiden (s. Neeb, Syst. d. krit. Phil. 1795, § 52). T. hält auseinander Auskennen und Unterscheiden im engeren Sinn, Hw. S. 353. — Reimarus § 60 hat dann auch Bewußtsein = deutliches Vorstellen (deutlichgemacht eben durch Unterscheiden).

7) B. Erdmann, Martin Knutzen S. 112.

8) ib. § 53 undeutliche Vorstellung = Empfindung.

9) Hw. S. 744; cf. meine Abh. „Herder u. Tetens" im Archiv f. Gesch. d. Phil. 1905, bes. S. 236 f. 244 f.

10) § 100; T. Hw. I, S. 544.

mit dem Wahrnehmen der Diversität[1]) wird genannt Vernunftl. § 43, das Unverändertsein von Sinngliedern und äußeren Umständen als Bedingung reeller Sinnenerkenntnis[2]) Vernunftl. § 97. Der Abweis der Auffassung der allgemeinen Vernunftsätze als Induktionssätze findet sich — dies der Hauptpunkt Leibnizischen Einflusses — schon Vernunftl. § 159—62, weshalb T. sagen kann: „Ich übergehe, was in jeder guten Vernunftlehre über diese Gattung von Gemeinsätzen gesagt wird.“[3]) Von Wichtigkeit ist auch die Analogie zwischen Natur und Vernunft in § 23, wo ausgeführt wird, bei den Logiken oder Vernunftlehren müsse man mehr als seither die Natur zu Rat ziehen, müsse fragen, was eigentlich die Kraft der Vernunft sei oder durch welche Regeln sie von Natur bestimmt sei; man tue solches ja in der Naturlehre, daß man die Bestimmung der körperlichen Bewegungskräfte in allgemeine deutliche Regeln oder Gesetze der Bewegung bringe: warum nicht auch in der Vernunftlehre bei der Bestimmung der Vernunftkraft?[4])

Es ist auffallend, daß T. von einer so bedeutsamen Erscheinung wie Crusius nicht mehr Notiz nimmt. Er erwähnt ihn nur bei den Bestrebungen um eine wissenschaftliche Zeichensprache[5]) und später bei der Frage des räumlichen Charakters des Unendlichen.[6]) Und doch hatte dieser kurz vor des T. Auftreten, 1753 in 2. Auflage einen „Entwurf der notwendigen Vernunftwahrheiten“ als „Versuch einer teils erleichterten, teils verbesserten Metaphysik“ erscheinen lassen. Auf Kant, der ihn in der „Preisschrift“ bespricht, hat Crusius unstreitig befruchtend gewirkt mit seinen materialen Grundsätzen neben den formallogischen, mit seiner Trennung von Ideal- und

1) Hw. I, S. 553.

2) ib. S. 559.

3) T. Hw. I, S. 465. — Reimarus unterscheidet „Grundsätze der Vernunft“ § 34 u. 157, die bei ihm aber blos logischen Charakter haben, und „Grundsätze der Erfahrung“ § 167; letztere sind mit Vorsicht, unter Anwendung einer besonderen „Erfahrungskunst“ § 166 zu gewinnen. Jedenfalls gilt § 162: „Bloße Erfahrung gibt keine allgemeinen Sätze.“ Neeb (Syst. d. krit. Phil. § 510) rühmt, R. habe vor dem Kritizismus den besten Erfahrungsbegriff gehabt, indem er sagte: die Empfindung des Wirklichen gibt ein klares Erkenntnis einzelner Dinge u. Fälle.

4) Noch unmittelbarer ist hierin der Einfluß von Kants Dissertation.

5) „Ursachen“ 1760, § 15—26.

6) Cramers Beiträge 1778, S. 188. — Ein Streit um Crusius wird erwähnt Bützow. Gel. Nachr. 1761, S. 64.

Realgründen, seinen unmittelbaren (bei Kant unerweislichen) Urteilen,[1]) vielleicht auch mit Zuweisung des ubi et quando zum Charakter des Existenziellen,[2]) mit seiner wolffisch orientierten Auffassung der Bestimmung der Metaphysik,[3]) mit seiner Einreihung des Freiheitsbegriffs ins System der Wissenschaften,[4]) vor allem mit seiner gegen Wolff gerichteten und Rüdiger weiterbildenden Unterscheidung der mathematischen und metaphysischen Methode. Was Kant und T. in letzterer Hinsicht an Gemeinbesitz haben, kann wohl auf die trefflichen Ausführungen des Crusius über Mathematik[5]) zurückgehen, wie ja auch die Wahl der Preisaufgabe für 1763 durch die Berliner Akademie mit der Crusius'schen Kritik an Wolff in Zusammenhang steht. Daß T. dem Crusius nicht näher kommt, rührt wohl — abgesehen von dem ihm nicht sympathischen Gebahren der Crusianer[6]) — von der Abneigung her, die ihm dessen prinzipielle Ausweisung des Erfahrungsmoments aus der Metaphysik verursacht. Nur notwendige Vernunftwahrheiten haben nach Crusius in ihr Berechtigung. Die empirische Psychologie gehört nicht in die Metaphysik, nur das notwendige Wesen des Geistes (metaphysische Pneumatologie); höchstens sind etliche Erfahrungen aus ihr lehnweise herüber zu nehmen, um daraus die Realität und die Schranken des metaphysischen Begriffs zu erweisen[7]) — also gerade der von T. in den „Ursachen" 1760 zurückgewiesene Standpunkt. So kann man Spuren von Crusius bei T. nur in Einzelheiten treffen, die zudem nicht das Originale an diesem Mann ausmachen. Auch Cr. hält

1) Adickes, Kantstud. S. 44. 85 f.

2) Notw. Vernunftwahrh. § 46.

3) Vorr. z. Notw. Vernunftw.: Alle anderen Wissenschaften enthalten die ferneren Bestimmungen derjenigen Sachen, welche in der Metaphysik vorkommen. Die Wirklichkeit derselben erlernt man größtenteils a posteriori, die Metaphysik aber zeiget die Gründe der Möglichkeit oder der Notwendigkeit a priori, wodurch die Erkenntnis derselben deutlicher und vollständiger wird.

4) ib. § 83. Ähnlichkeit u. Unterschied Kant gegenüber erhellt aus folgenden Sätzen: In die Ontologie gehört nicht mehr als die Möglichkeit derselben zu zeigen . . ., die Wirklichkeit derselben aber muß . . . teils aus unserem inneren Bewußtsein, teils aus der Schöpfung der Welt . . . teils aus dem Endzweck der Welt . . . teils aus der Wirklichkeit wahrhaftig moralischer göttlicher Gesetze erwiesen werden.

5) ib. § 114 ff.

6) Vgl. oben pag. 11 f.

7) Notw. Vernunftw. § 424; § 5.

für die Metaphysik, die „Königin natürlicher Wissenschaften“ oder die „allgemeine Grundwissenschaft“, speziell für die Ontologie zunächst die analytische Methode für notwendig, die bis zu den einfachsten Begriffen vorschreitet. Die Erkenntnis fängt von den Sinnen an, die unauflöslichen Begriffe kann man selbst nicht wieder zergliedern, sondern nur das Ganze, an dem sie angetroffen werden (§ 8), was an eine auch bei T. sich findende Auffassung der Lockeschen Regel erinnert.[1]) Crusius, oder vielmehr sein Lehrer Adolf Friedrich Hofmann, gehören wohl zu den „Einigen“, welche 7 einfachste Begriffe der intellectuellen Art aufzählen:[2]) die 7 ersten, von Crusius genannten (er hat dann noch einen 8.) entsprechen völlig denen bei T., wobei die Erklärung des „Aussereinander“ als objektives Unterschiedensein es von dem „Irgendwo“ deutlich abhebt (§ 102). Der Prüfstein für die Wahrheit dieser Begriffe ist, dass sie, auf dem Weg der inneren Empfindung gefunden, sich nicht anders denken lassen, als man sie denkt (§ 8. 32. 50. 72 und a.)[3]) Die Ableitung der Grundsätze aus dem Wesen des Verstandes (§ 15) hat T. auch. Der Verbindung aus dem Wesen des Verstandes steht bei beiden Philosophen die durch Einbildung gegenüber.[4]) Die Begriffe des Entstehens und der allgemeinen causa efficiens haben bei beiden Verwandtes.[5]) Im Begriff der Notwendigkeit macht sich der Unterschied geltend, daß T. sich mit der Zeit, was das Verhältnis von subjektiv und objektiv betrifft, andersartig weiterentwickelt hat. Bei Crusius nämlich ist die Notwendigkeit ohne weiteres etwas Objektives (§ 10. 122): nicht etwas in unseren Gedanken, sondern in der Sache selbst; die subjektive Fassung (dessen

1) In den „Ursachen“, vgl. unten Ziff. 3, a.

2) In den „Ursachen“.

3) cf. T. Hw. I, S. 467: Dies kann ich nicht leugnen, weil ichs gar nicht anders denken kann.

4) Vernunftw. § 50. 118; T. Hw. Vorr. XVII.

5) Für ersteren cf. Cr. § 33 („daß ein entstehendes Ding sein Dasein von einem anderen hat“) mit T. Hw. I, S. 502 (das innere Selbstgefühl wird sagen, „daß mit der Idee des Entstehens u. des Werdens die Idee von einer hervorbringenden Ursache so innig verbunden sei, daß man dem Naturtrieb der Reflexion . . . mit Gewalt widerstehen müsse etc.); für letzteren Cr. § 72 (Beständigkeit der Aufeinanderfolge, . . . Mangel einer deutlicheren oder richtiger erwiesenen Ursache, . . . Möglichkeit die Wirkung aus der zum Grunde gelegten Kraft causaliter herzuleiten und zu begreifen) mit T. Hw. S. 315 ff. 322 ff. Bei ersterem Begriff liegt Locke, bei letzterem hauptsächlich Wolff zugrund.

kontradiktorisches Gegenteil sich nicht denken läßt) trifft nicht das Wesen, sondern nur das Kennzeichen des Notwendigen. Die ganze schillernde Stellung der Ontologie ist schon in der doppelten Definition des Dings enthalten (§ 11): im weiteren Sinn Mögliches und Wirkliches, im engeren blos Wirkliches umfassend.

2. Die Disputationen.

Von den Corollaria der Disputation von 1760 ist in metaphysischer Beziehung etwa zu nennen These 7: Nullae notiones in philosophia loco principiorum poni possunt, nisi quarum possibilitas sit demonstrata. Perspicere vero notionis possibilitatem et nullam in illa adpercipere posse contradictionem valde differunt. In den „Ursachen" 1760 (§ 27 ff.) ist dieser Punkt genannt, aber der Unterscheidung von Nachweis der Möglichkeit und Nichtbemerken eines Widerspruchs, die übrigens wohl nur logische Bedeutung hat, nicht weiter nachgegangen. — Das Freiheitsproblem bespricht These 11: Contingentia formalis mutationum in mundo, qua nulla in antecedentibus ponitur ratio suff., casum purum involvit. Experientia illam non docet, nec ratio, licet imaginatio, concipere potest. Et posita illa, justa actiones imputandi deest causa, ut celeb. Baumgartenius recte monet. Im Unterschied von Eschenbach will er also mit Wolff und Baumgarten den Satz des zur. Grundes in seiner Allgemeinheit festhalten. Über Causalität spricht These 14: Effectus plenus cum omnibus suis determinationibus, unicam tantum habere potest non solum rationem, sed et causam. Es ist nicht zu ersehen, ob diese einzige Ursache als etwas Einfaches oder wie die Wirkung als etwas Zusammengesetztes anzusehen ist; später behauptet T. letzteres.[1]) Für die Psychologie ist interessant These 4: Ad unicum tantum objectum eodem temporis momento attendere possumus. Der Schein, auf mehreres zugleich achten zu können, löse sich bei näherer Prüfung in ein rasch sich folgendes Nacheinander auf.[2]) These 5: Facultas abstrahendi si spectatur, quod illi inest reale, consistit in facultate dirigendi ad haec vel illa potius quam ad alia. Das „andere" bleibt nach These 4 also im Dunkel, wovon der Grund mehr die Abwesenheit einer Fähig-

1) Hw. I, S. 321.

2) Kehrt wieder „Ursachen" 1760, S. 62.

keit als eigene Fähigkeit sei. These 15: Temperamentorum corporis diversitas in diversa constitutione nervorum sive organorum sensoriorum quaerenda est; hoc posito temperamenta animae illis respondere debent. T. scheint hier in den Bahnen Krügers zu gehen, von dessen physiologischen Untersuchungen er sich damals für die Psychologie viel versprach.[1]) In der praktischen Philosophie will These 8 das Prinzip: fac quod tibi bonum est, sive perfice te ipsum als Parallele dem des Widerspruchs in der Metaphysik zur Seite stellen. Aus ihm in Verbindung mit anderen Wahrheiten werde dann das zweite abgeleitet: dirige actiones tuas ad maximam felicitatem in mundo obtinendam, das man dann in der Moral aus verschiedenen Gründen besser als erstes setze — ein Vermittlungsvorschlag, der, ohne jene „Gründe" zu kennen, nicht viel Überzeugendes hat.[2]) Die Zugrundlegung des Widerspruchsgesetzes in der Metaphysik, die Eschenbach nicht hat, und T. später auch nicht mehr, kommt wohl von Baumgartenschem Einfluß.[3]) — Aus der Disputation von 1763, wo Engel des T. Sätze verteidigt, sei angeführt These 6: Quoties in scientiis et artibus elegantioribus a regulis sine vitio receditur, exceptio tantum facta est ob fortiorem quandam nobis forsan ignotam. Man erinnert sich an Verhandlungen damaliger Zeit, die die Literaturgeschichte angehen.

3. Die metaphysischen Schriften.

a) Gedanken über einige Ursachen, warum in der Metaphysik nur wenige ausgemachte Wahrheiten sind. 1760.

Die Schrift hat die Tendenz, nicht die Metaphysik zu verkleinern, sondern sie bessern zu helfen; denn Erkenntnis des Irrtums ist die halbe Besserung (S. 67). 6 Ursachen der Rückständigkeit der Metaphysik werden aufgeführt, wobei die 3 ersten Punkte näher zusammengehören. Was T. Metaphysik heißt, stimmt mit dem gewöhnlichen, speziell mit Eschenbachs Begriff überein. Sie ist die „Wissenschaft, welche nebst einer Theorie von allen

1) „Ursachen" 1760, S. 61; Verschied. d. Klimas, Schleswig-Holst. Anz. 1759, 29. Stück, § 3.

2) Weiteres darüber „Verschiedenheit" 1762, § 7.

3) z. B. Baumgarten Metaph., Ausg. 1739, § 7: principium absolute primum.

möglichen und wirklichen Dingen [1]) [Ontologie] die allgemeinen und notwendigen Eigenschaften der Welt [Kosmologie], die Lehre von der Seele [Psychologie] und von Gott [natürliche Theologie] in sich begreifet, oder mit anderen Worten, welche uns die allgemeinsten Grundsätze der menschlichen Erkenntnis und die übrigen theoretischen Wahrheiten der Vernunft lehret, die zu unserer Glückseligkeit notwendig sind" (4). Der jetzige Zustand dieser Wissenschaft ist der, daß, während man in der Mathematik und in der durch diese gestützten Naturlehre täglich weiterkommt, in der Analysis weit über Newton und Leibniz hinaus, in der Optik z. B. durch Lamberts Ausmessungen der Lichtstärke, die Metaphysik, die doch „den prächtigen Titul einer Königin der menschlichen Wissenschaften" [2]) führt, sehr wenige ausgemachte Wahrheiten aufweist. Nicht der einzige, aber ein hauptsächlicher Grund dieses Mangels, besonders in der obersten metaphysischen Disciplin, der Ontologie, ist die Versäumnis des Wesentlichen in der mathematischen Methode. Die Versäumnis wäre nachgeholt, die Evidenz der geometrischen Lehrsätze auch in den ontologischen Grundsätzen erreicht, wenn 1. alle Begriffe die größte Deutlichkeit hätten, 2. jedes Wort seine bestimmte und von allen angenommene Bedeutung besäße, 3. wir keinen Begriff zuließen, dessen Möglichkeit nicht erwiesen wäre. Das Verworrene und Dunkle in den Begriffen, aus denen die Grundsätze bestehen, die Verschiedenheit in den Begriffen, welche doch mit denselben Worten verknüpft werden, sodann die zu seltenen apriorischen Begriffsuntersuchungen sind die 3 ersten Ursachen der Rückständigkeit der Metaphysik. Daß diese in der Entwicklung hinter der Mathematik zurück ist, liegt übrigens nicht blos an Versäumnis, sondern an der ungünstigeren Lage. In der Ontologie müssen die Begriffe weit reiner und deutlicher sein als in der Mathematik; die einfachsten Ideen in dieser gehören in jener schon zu den zusammengesetzten. In der Mathematik kommt nur eine Art der Bestimmung der Dinge, die Grösse, und nur zwei Verhältnisse, Gleichheit und Ungleichheit in Betracht, in der Metaphysik alle möglichen Arten der Bestimmung der Dinge und

1) cf. auch oben Crusius.

2) So auch in der Vorr. zu Kants Kr. d. r. V., bei Leibniz, Crusius, Mendelssohn etc.; die Stelle bei letzterem, 20. Literaturbrief 1759 (Schriften IV, 1, S. 499) ist wohl direkte Vorlage (cf. Vaihinger, Kommentar I, S. 89 f.).

alle möglichen Verhältnisse. Ferner: weit mehr Begriffe sind in der Metaphysik deutlich zu machen als in der Mathematik. Endlich: in der Mathematik hat man geschickte Zeichen für die allgemeinen Begriffe.

Wenden wir uns zu dem ersten Desiderandum für die Metaphysik, bessere Entwicklung der Begriffe, so ist das Ziel derselben die Entdeckung der einfachen Ideen. Gerade die Ontologie darf ja nicht ruhen, bis sie zu den allereinfachsten Begriffen und Grundsätzen in der Analyse hinaufgekommen ist. Bei diesen einfachen Ideen sind zwei Arten zu unterscheiden, solche die nichts als einfache Empfindungen, innere oder äussere, sind, und solche, die man durch Abstraktion erhält. Erstere Art, z. B. die Empfindung resp. Vorstellung von roter Farbe, von einem einfachen Schall, von etwas Bitterem u. ä., hat Locke in seinem vortrefflichen Buch vom menschlichen Verstand scharfsinnig untersucht, wenn er gleich manches für einfach nahm, was bei schärferer Analyse noch Unterscheidungen zuläßt. „Es müssen die Erfahrungsbegriffe in der Psychologie, wenn sie die gehörige Deutlichkeit haben sollen, alle in solche einfachen Empfindungen aufgelöset werden“ (24). Freilich alle Verworrenheit bringt man nie weg bei diesen Ideen, so einfach sie sind, weil sie immer noch Empfindungen sind; unsere Erkenntnis von den wirklichen Dingen, deren Begriffe uns die Erfahrung lehren muss, sind nur eines gewissen Grades der Deutlichkeit fähig (24).

Auch die andere Art der einfachen Ideen, die durch Abstraktion gebildeten, stammen nach Lockes Erweis zuletzt aus Empfindungen, indem die Seele gewisse Bestimmungen auch bei einfachsten Empfindungen von den übrigen trennt, bis sie nichts zu Zergliederndes mehr am Gegenstand gewahr wird.[1]) Als Beispiele derartig gewonnener Ideen führt T. an: Etwas, Nichts, Unmögliches, Beieinander, Nacheinander. Am Ende der Analyse bleibe vom Objekt nur die Vorstellung übrig, daß es ein Etwas sei; auch diese vollends weggenommen, bleibe das Nichts; beide zusammengesetzt geben einen Begriff, der sich nicht denken läßt, das Unmögliche etc.

Die Anzahl der einfachen Ideen läßt sich jedenfalls bei der erstgenannten Art nicht angeben. „Ob sich aber das Verzeichnis dieser durch die Abstraktion einfach gemachter genau angeben

1) Näheres über sie in „Spekul.“ 1775, S. 65 f.

lasse, daran ist sehr zu zweifeln" (26). Einige führen 7 an:[1]) Subsistenz, Irgendwosein, Aussereinandersein, Aufeinanderfolgen, Causalität und Machen, Einheit und Verneinung. Tönnies in Kiel hat als allerhöchste Gattung das Quod mit seinen beiden Arten Etwas und Nichts, ferner dann Ratio, Materie und Form, die er Namen nennt, und 4 andere, die bei ihm Grade heißen: Möglichkeit, Existenz, Aktualität und Aktus; denen werden dann noch 10 Verhältnisse beigelegt, darunter das Zugleichsein, Aufeinanderfolgen, Verneinen, Setzen, Miteinanderverknüpftsein, Getrenntsein[2]) etc. Der Wolffianer, meint T., werde die Causalität und das Irgendwosein wohl schwerlich stehen lassen. Er selber, T., möchte das Denken ebensowohl als das Nacheinandersein aufgenommen wissen und zeigt damit, daß ihm Tafeln vorschweben, wie etwa die Lockesche von den ursprünglichen Ideen, wo unter anderem auch die perceptivity,[3]) das Vermögen wahrzunehmen und zu denken, vorkommt. Bis auf derlei einfache Ideen müssen die Begriffe der Ontologie gebracht werden, wenn alle Undeutlichkeit verschwinden soll. Herrscht Streit, wie bei Causalität, Raum, Zeit, so gibt es eben wiederum nichts anderes, als „Lockes Weg",[4]) Rückgriff auf das, was man sich vorstellt, wenn man die betreffende Idee in den Gegenständen gewahr wird. Wer z. B. behauptet, zu dem Begriff „Machen" werde mehr erfordert, als die Möglichkeit, daß eins aus dem andern erkannt werden kann, der muß dieses Mehr aus der Erfahrung angeben. — T. selbst hat jenen Wolffischen Causalbegriff ständig beibehalten. Ein Muster trefflicher Analyse sei der Kraftbegriff in Maupertuis'[5]) Kosmologie.

Die Aufführung der 2. Ursache der Rückständigkeit der Metaphysik ist veranlaßt durch ein ebenfalls 1760 erschienenes

---

1) Darunter Crusius, wie oben bemerkt.

2) Klingen in den beiden letzten Verhältnissen die Sätze des Nichtzutrennenden und Nichtzuverbindenden von Crusius an? — Auch Lambert in seiner 1764 niedergeschriebenen, 1771 veröffentlichten Architektonik zitiert Tönnies: „er zeigt, daß durch behörige Kombination einiger ontologischer Grundbegriffe die übrigen bestimmt und herausgebracht werden können" (Vorr. XX).

3) 2. B., 21. Kap., § 73.

4) Dies der Ausdruck von Tetens „Spekul." 1775, S. 35; von Kant her (z. B. Refl. II, Nro. 513) ist uns geläufig „Lockes Regel".

5) Seit 1746 Präsident der Berliner Akademie (Harnack, Geschichte derselben, I, S. 293 ff.).

Buch über Sprachfehler, sowie durch die Bemühungen von Tönnies und Crusius, die wissenschaftliche Zeichensprache festzusetzen, die Leibniz und Wolff machen wollten, ohne dazu zu kommen. Wie verwirrend identische Benennung bei divergierenden Begriffsinhalten wirkt, hat man an Spinozas Substanz nachgewiesen, der zuerst einen eigenen Begriff von Substanz aufstellt, aus diesem dann aber Schlüsse zieht, als ob der gewöhnliche Substanzbegriff zugrunde läge.

Eine 3. Ursache ist: man führt zu wenig apriorische Untersuchungen, bei denen man den Begriff eines Dings auf seine Möglichkeit ansieht. Dieser Punkt kann aus Reimarus Vernunftlehre (1756) § 157 oder direkt aus Leibniz, etwa dem Aufsatz Meditationes de cognitione, veritate et ideis stammen. Letzteres ist nicht unwahrscheinlich, weil T. auch berührt, was Leibniz in jenem Aufsatz Causaldefinitionen heißt, ebenso den dort behandelten Gegensatz symbolischer und anschaulicher Begriffe. Dieser symbolische oder Zeichencharakter ist neben der Vielheit der Bestimmungen eines Dings in der Metaphsik im Gegensatz zu der blos einen Art in der Mathematik die Hauptschwierigkeit für apriorische Deduktionen: man denkt bei solchen Begriffen die inneren Bestimmungen gar nicht, sondern stellt einige Verhältnisse gegen andere Dinge oder einige Möglichkeiten zu wirken und zu leiden vor, bringt es also blos zur Stufe der Klarheit, zur Unterscheidung eines Dings von andern (wie Leibniz sagt, zu Nominal- nicht zu Realdefinitionen). So ist uns die innere Natur der Seele unbekannt; wir wissen blos, daß etwas in ihr ist, was Vorstellungen wirkt. Der Gottesbegriff ist der einzige symbolische, dessen Möglichkeit sich aus dem Begriff erweisen läßt, weil[1]) auch die unbekannten Merkmale positiv sein müssen, nichts Verneinendes haben dürfen. — Im Hw.[2]) hat T. den ja auch durch Wolff und Thümmig aufgenommenen Gegensatz von symbolisch oder analog und anschaulich auch noch, aber faßt ihn als graduellen Unterschied: die Analogie mit den Objekten ist bei den anschaulichen völliger.

Ein weiterer wichtiger Punkt neben den 3 Hauptursachen, bei dem es sich aber weniger um die grundlegende Ontologie, sondern um die übrigen metaphysischen Disciplinen handelt, bei

1) Nach Wolff.
2) I, S. 87 ff.

dem auch nicht mehr die Mathematik Muster und Analogie bildet, sondern eher die Physik, — in der ja auch trotz Anwendung der Mathemathik auf sie vieles dunkel ist, — besagt: wir haben noch nicht Erfahrungen genug, wie man sie in der Seelenlehre, Gottesgelehrtheit und Weltlehre braucht. Diese Wissenschaften, besonders die Experimentalpsychologie, wegen ihrer Erfahrungsbestandteile aus der Metaphysik fortweisen zu wollen, um in ihr nur notwendige, aus selbstgemachten Begriffen hergeleitete allgemeine Lehrsätze von jedem möglichen Ding und dessen Hauptarten zu haben, ist nicht zu empfehlen.[1]) Daß bei ihnen aber noch viel mehr Erfahrungen zu sammeln nötig ist, zeigt die doch am meisten ungeweifelte Sätze enthaltende Erfahrungsseelenlehre. Nachtwandeln, Vorhersehen ist aus den Gesetzen derselben noch nicht zu erklären möglich. Die Verknüpfung seelischer und körperlicher Vorgänge ist uns zwar in einigen Fällen bekannt, aber wir wissen nicht genau, welche Veränderungen in der Seele mit den körperlichen Veränderungen verknüpft sind und inwieweit sie es sind.[2]) Die Philosophen setzen gemeiniglich diese letzteren [die körperlichen] aus den Augen, und überlassen sie den Physiologen, da doch ohnstreitig ist, daß, solange wir nicht nach dem Beispiel des Hrn. Prof. Krügers auf die Beschaffenheit des Körpers zugleich mit Acht geben, wir in der Erfahrungs-Seelenlehre niemals hinter die geheimen Wirkungen der Seele kommen werden" (S. 61). — Krüger[3]) in seinem „Versuch einer Experimentalseelenlehre" von 1756 setzt die Seele als völlig vom Leib abhängig, wiewohl nicht mit ihm identisch, und will sie Experimentierens halber durch künstliche Veränderungen am Leib in aussergewöhnliche Umstände versetzen, wie die Natur in gewissen Krankheiten Beispiele eines körperlich-seelischen Experimentierens gebe. — Aus dem mangelhaften Erfahrungsstand resultieren in der Psychologie nach T. Erschleichungsfehler: man glaubt, es gebe Entschließung ohne antreibende Ursachen, es gebe einen physischen Einfluß der Seele in den Körper, es gebe mehr als eine Vorstellung in einem Augenblick oder im selben Augenblick mit der Vorstellung eine Vorstellung der Vorstellung, „welches alles ich . .

1) S. 4. 62; geht gegen Crusius.

2) Ähnlich „Klima" 1759, § 4; Disput. 1760, These 15.

3) Vgl. oben die Disputation von 1760.

nicht habe erfahren können."[1]) Die dunklen Vorstellungen werden von vielen noch geleugnet.[2]) Selbst, daß es eine Empfindung vom Denken gibt, ist noch undeutlich.[3]) Ohne vollständige historische Kenntnis der Wirkungen ist die Natur der Ursache, der Seele, die Frage, ob sie einfach oder zusammengesetzt ist, nicht zu entscheiden; nur Hypothesen sind möglich.

Dies die Gründe der Zurückgebliebenheit der Metaphysik. Nicht mit Recht werden noch die letzten beiden genannt: 5. die metaphysischen Wahrheiten könnten überhaupt über die Sphäre des menschlichen Verstandes hinausliegen. Die Grenze lasse sich, meint T., nicht mit Bestimmtheit ziehen. Vielleicht lasse sich bei der Seele noch vieles lernen, um ihre Einfachheit oder Zusammengesetzheit, Unsterblichkeit, Zustand nach dem Tod, wenn nicht zur Gewißheit, doch zur höchsten Wahrscheinlichkeit zu bringen. Nur eine absolute Grenze gibt es: die symbolische Erkenntnis, wie wir sie von allen Substanzen haben, bei denen wir nur Vermögen, Fähigkeiten, Kräfte kennen, nicht aber innere positive Beschaffenheiten,[4]) läßt sich nie in anschauliche umsetzen. Aber das zu unserer Glückseligkeit nötige Wissen, das wir über Welt, Seele, Gott noch erhoffen, braucht auch nicht notwendig anschaulich zu sein. — 6. Vorurteile, besonders theologischer Art oder der aristotelischen Tradition, stehen im Weg.[5]) Aber Cartesius warf alle Vorurteile weg und brachte doch in Metaphysik wenig zustand, kam kaum weiter als die Alten.[6])

---

1) cf. auch Disput. 1760, These 4.

2) So von Eschenbach, Metaphysik § 45, während Reinhard anderer Ansicht ist (Rostocker Gel. Nachr. 1759, S. 400).

3) Crusius hat diese „innere Empfindung".

4) Hallers bekannter, von Goethe zurückgewiesener Vers:

Ins Innere der Natur
Dringt kein erschaffner Geist.
Zu glücklich, wann sie nur
Die äußere Schale weist.

cf. auch T. Hw. I, S. 91. — Im Widerspruch mit der Monadenmetaphysik stimmt Leibniz in diesem Punkt mit Locke überein (Riehl, Kritizismus I², S. 79).

5) Dieser Gesichtspunkt stammt von Leibniz, cf. T. „Spekul." 1775, S. 78: Leibniz führe die Abwesenheit von Vorurteilen als Vorzug der Mathematik auf.

6) T. verschärft also das Selbsturteil des Cartesius über seine Spekulation (in der „Abh. v. d. Methode"), verlegt dessen Hauptbedeutung in die Mathematik (S. 58) u. Physik (S. 9).

Treten wir in die Besprechung dieser Schrift ein, die unter den kleineren für Kennzeichnung des allgemeinen Standpunkts von T. zusammen mit „Spekul." 1775 die wichtigste ist, auch wenn sie bei Kordes kein Sternchen besitzt. Im Zusammenhang mit der Gegnerschaft gegen Wolff und seine Empfehlung der mathematischen Methode in der Philosophie, die auf syllogistische Herunterführung des gesamten Wissenssystems von obersten für sich evidenten Prinzipien hinauskommt, taucht um diese Zeit die Frage auf, ob diese Methode die richtige sei. Die Berliner Preisaufgabe für 1763 zeigt dies. Unsere vorliegende Schrift stellt die Vorbildlichkeit der mathematischen Methode nicht in Frage, sie zieht aus derselben noch auf lange hinaus Aufgaben für die Philosophie, in Gewinnung eines festen in sich gegründeten Ausgangspunkts, in Schaffung einer passenden Zeichensprache, in apriorischen Begriffsuntersuchungen. Aber Allheilmittel ist sie nicht. Die Metaphysik, die mit Wolff eben nicht blos die Ontologie, sondern schließlich alles Wissen umfaßt, braucht auch — noch mehr Erfahrung.[1]) Kant in Beantwortung jener Preisaufgabe kommt zu einem andern Resultat. Die Nachahmung der mathematischen Methode in der Metaphysik ist ein Irrtum, weil die Diskrepanz beider Wissenschaften zu groß ist, sofern die Mathematik synthetisch, die Philosophie analytisch zu verfahren hat, sofern die mathematischen Zeichen veranschaulichen, die philosophischen nicht, sofern in der Mathematik nur wenige unauflösliche Begriffe sind, in der Philosophie unzählige, überhaupt das Objekt der Mathematik leicht und einfach ist, nur etliche klare Grundlehren der Größen- und Raumlehre umfaßt, das der Philosophie schwer und verwickelt. Nun hat ja auch T. Differenzpunkte zwischen Mathematik und Metaphysik bemerkt, zum Teil auf die nämlichen aufmerksam gemacht wie Kant. Nur geht er nicht so weit, diese über die Gleichartigkeit zu stellen und die Vorbildlichkeit der mathematischen Methode wegen ihrer ganz zu verwerfen. Auch Kant bleibt übrigens nicht konsequent bei seinem Nein. „Die Metaphysik hat demnach keine formale oder materiale Gründe der Gewißheit, die von anderer Art wären als die der Meßkunst."[2]) Hält man bei Kant sich an dieses Zugeständnis, und arbeitet T. die Differenzpunkte noch etwas antithetischer heraus, so können T. und Kant sich die Hand reichen,

1) Mit Eschenbach, gegen Crusius.
2) Akad. Ausg. II, S. 295: 3. Betr. Schluß.

ein Schauspiel, das wir in „Spekul." 1775 sehen werden. Gemeinsam ist ja jedenfalls beiden Wissenschaften das Ruhen auf in sich evidenten Grundbegriffen, mögen diese wie in der Mathematik gegeben oder wie in der Metaphysik erst zu erarbeiten sein.

Das Erarbeiten dieser Grundbegriffe geht vor sich im Geschäft der Analyse, das T. als ersten Punkt empfiehlt. Bei diesem interessiert uns die eklektische Gleichsetzung des Ziels der Lockeschen und der Leibnizischen Analyse, ferner die bestimmte Zweiteilung des Analysisresultats: Empfindungen und durch Abstraktion gebildete Ideen, und endlich die Tafel der letzteren Ideen selbst. Einmal: Der Empirismus, der sein Hauptaugenmerk bei der Erkenntnis auf den sinnlichen Bestandteil richtet und den intellektuellen dabei möglichst weit zurückdrängt,[1]) verfolgt mit der Analyse in erster Linie den kritischen Zweck, aus Mißtrauen gegen die abstrakten Denkgebilde, welche besonders in der Metaphysik, aber auch sonst so häufig dem Schein, der Täuschung in die Hände arbeiten, sie möglichst stark an ihre Sinnlichkeitsunterlage, das Wahrnehmungsbild[2]) zu binden. Es ist also eine Giltigkeitsfrage, die er damit lösen will, daß er vom Begriff weg auf die diesen füllende Sinnlichkeitsunterlage sieht, sie zerlegt und zugleich deren Herkunft erforscht. Was im Wahrnehmungsbild von der Empfindung stammt, ist objektiv giltig (gemäß der realistischen Definition der Wahrheit als Übereinstimmung mit dem Gegenstand); das anders woher, aus der Einbildung Stammende ist abzuweisen. Voraussetzung bei diesem kritischen Zweck der Analyse ist, daß die Herkunft der einzelnen Bestandteile, die zusammen die Sinnlichkeitsgrundlage des Begriffs bilden, durch psychische Beobachtung, etwa durch unmittelbare oder mittelbare Erinnerung oder durch bestimmte Anzeichen am Sinnlichkeitsbestandteil selbst (gewisse Stärke, Lebhaftigkeit etc.) erkennbar sei. Die Zerlegung müßte dabei nur so weit gehen, als die Stücke einheitlicher Herkunft sind. Mit dieser Endstufe der Analyse hat sich aber bekanntlich Locke nicht begnügt, sondern er will zum Einfachen, qualitativ Letzten, zu den Elementen dringen. Wie Prémontval, Lamberts

1) Den intellektuellen Bestandteil ganz auszuschalten, gelingt keinem historischen Vertreter des Empirismus.

2) Die „Idee" der Engländer schillert zwischen Begriff und Wahrnehmungsbild, die beide ja dem Inhalt nach in Rapport stehen und sich nur in der Existenzweise (ideell-räumlichzeitlich) unterscheiden.

Akademiekollege, es ausdrückt, es handelt sich um das Problem eines „Alphabets, Syllabars oder Wörterbuchs der menschlichen Gedanken".[1]) Offenbar ist bei dieser Superlativierung des Analyseziels der Atomismus Pate gestanden, der aus realen Elementen den Aufbau des Objekts aufzeigen will, was dann hier auf ideellem Boden sich wiederholt.

Liegt beim Empirismus eine Art Zielwechsel in der Analyse vor, statt kritischer Erforschung der psychologischen Genesis Eruierung der Elemente, so steht beim Rationalismus die logische Arbeit im Vordergrund, die begriffsbestimmend wirken soll. Auch der Rationalismus „dekomponiert" das Anschauungsbild, wenn er es freilich nicht als bleibenden Wissensboden, wozu der Empirismus leicht neigt, sondern nur als Fundgrube für die herauszuhebenden Begriffsmerkmale behandelt. Ziel ist, auf immer differenziiertere Merkmale zu kommen.

Aber hinter diesem ersten Ziel der Analyse drängt sofort das zweite herein, daß sie Vorarbeit liefern soll für die Synthese, daß sie immer höheres Allgemeines bis hinauf zum höchsten entdecken soll, welches dann den Ausgangspunkt bildet für deduktive Herunterführung der Erkenntnis ins Besondere und Einzelste hinein. Mit verhängnisvoller Identifizierung von empiristischer und rationalistischer Analysis wird dann das Einfachste des Anschauungsbilds dem begrifflich Allgemeinsten gleich gesetzt, die Elemente ohne weiteres als Fundamente behandelt. So bei Wolff.

Bei T. steht der von Locke herstammende kritische Zweck in der jetzigen Schrift noch zurück; nur bei Streitigkeiten sei Lockes Regel zu befolgen. Auch der rationalistische Zweck, Vorarbeit für Synthese, wird wie jener erst 1775 deutlich.

Was die bestimmte Zweiteilung des Analysisresultats in Empfindungen und in Ideen, die durch Abstraktion gebildet sind, betrifft, so wird hier der traditionelle Gegensatz von Erfahrung und Vernunft, Sinnlichkeit und Verstand maßgebend gewesen sein. Bei beiden Arten erwähnt T. Lockes Verdienste um dieselben. Nur sei er der ersten Art gegenüber in der Analyse nicht immer weit genug gegangen, was übrigens zum Teil in der Natur der Empfindungen selber liege, welche als Empfindungen stets einen Rest von Verworrenheit behalten — eine auch sonst beliebte,

1) R. Zimmermann, Lambert der Vorgänger Kants in Denkschr. der Wiener Akad., phil. hist. Kl., 29. Bd. 1879, S. 74 f.

übrigens durch Lockes Lehre von den sekundären Qualitäten selbst nahe gelegte Verbindung von Locke und Leibniz. Wenn T. mit Bezug auf die zweite Art sagt, auch von ihnen habe Locke die letztliche Entstehung aus Empfindungen erwiesen, so bleibt dahingestellt, ob er es schon in dem speziellen Sinn meint, solche Begriffe müssen aus der Reflexion, der Quelle der inneren Erfahrung geschöpft sein, oder in dem allgemeineren, sie müssen als Bestandteile eines Erfahrungskomplexes vorkommen, aus dem Ganzen eines solchen, dessen Unterlage die Sinnesempfindungen sind, abstrahiert sein.[1])

Sehen wir die von T. erwähnten Tafeln der Grundbegriffe noch etwas an. Tönnies in Kiel zeigt, wie Wolff auch, scholastische Einflüsse. Die meisten, wie T. selbst, gehen in den Bahnen Lockes, dessen Prinziplosigkeit verewigend. Übrigens korrigiert T. auch Locke, welcher die Relationen nicht den einfachen, sondern den komplexen Ideen zugewiesen hatte: die Relationen setzen zwar zwei Relationspole voraus, aber die Idee der Verknüpfung derselben sei darum doch einfach.[2]) Spekulativen Leibnizischen Theorien geht er möglichst aus dem Weg, etwa der Gleichsetzung der letzten begrifflichen Analysisprodukte, der unauflöslichen Begriffe, mit den unbedingten Eigenschaften Gottes.[3])

Die 3 Ursachen für Zurückgebliebenheit der Metaphysik, speziell der Ontologie, Mängel der Analyse, der Terminologie und der logischen Arbeit an den Begriffen betreffend, sind unstreitig richtig und wichtig, aber sie bezeichnen mehr zeitlose Forderungen und gehen auf die radikale Anfeindung der Metaphysik nicht ein.[4]) Die Annahme, die metaphysischen Wahrheiten könnten über die Sphäre des menschlichen Verstandes überhaupt hinausliegen, wird leichthin abgewiesen. Nur die eine Grenze, die des Unterschieds zwischen absoluten und relativen Merkmalen erkennt er an, zugleich mit der Bemerkung, daß ja das metaphysische Wissen nicht

1) Für letzteres cf. Eschenbach oben pag. 30: Der Mathematiker macht seine Begriffe durch „Absonderung von sinnlichen Dingen"; Crusius oben: die unauflöslichen Begriffe kann man nicht selber wieder zergliedern, sondern nur das Ganze, an dem sie angetroffen werden. — Diese Auffassung ist die wahrscheinlichere.

2) „Ursachen", S. 25.

3) cf. die Abh. Medit. de cognit. etc., die T. vielleicht, wie oben bemerkt, bei dieser Schrift vorlag.

4) So ja auch Eschenbach oben pag. 28.

notwendig zu ersterer Gattung gehören müsse. Erfahrung ist ihm kein Drohwort, sondern wie Eschenbach eigene Parole. Sie kehrt sich nicht gegen die ontologische Wissensspitze, sie hilft in allen Zweifelsfällen (cf. Lockes Regel) die obersten Begriffe entdecken und bestimmen. Vollends in der Theologie, Kosmologie, Psychologie ist sie Prinzip alles Wissensfortschritts. Je mehr es auf diesen Gebieten gelingt noch Erfahrungen zu sammeln, desto mehr lichtet sich das seitherige Dunkel. Und wenn nicht alle Finsternis weicht, so doch mit letzter Hilfe der relativen Erkenntnisse so viel, als zu unserem Glücke nötig ist. Bei den Disziplinen tritt bemerkenswert hervor die liebevolle Hinneigung zur empirischen Psychologie. Die ausführlich genannten einzelnen Kontroverspunkte in derselben bezeugen das eigene Forscherinteresse auf diesem Gebiet. Die sonst sog. rationale Psychologie wird in eine Abhängigkeitsstellung zur empirischen gesetzt: ob die Seele einfach ist oder zusammengesetzt, kann nur auf Grund eines möglichst umfassenden Erfahrungsbeweises entschieden werden. Vergleicht man vorliegende Schrift mit dem Hw. in psychologischer Beziehung, so könnte man eine Diskrepanz zwischen ersterer und dem Vorwort zu letzterem konstatieren wollen betreffs der Stellung zu physiologischen Studien. Es liegt aber kein sachlicher, nur ein taktischer Unterschied vor. 1760 ist T. für Hereinnahme der Physiologie durch Krüger erwärmt und verspricht sich davon wesentliche Förderung. 1777 ist das unmittelbar vorangegangene beherrschende Ereignis Bonnet und die an ihn anschließende mechanische Philosophie, welche jenen physiologischen Gesichtspunkt übertrieb. Deshalb hält es T. hier für geraten, Hemmschuh einzulegen, jedoch unter Festhaltung seines früheren Standpunkts: es ist „ein neuer Gesichtspunkt, wenn man die Seelenveränderungen sich von der Seite vorstellet, wo das Gehirn Anteil daran hat, und dieser kann eine Gelegenheit geben, sie besser und völliger zu sehen“.[1])

b) Abhandlung von den vorzüglichsten Beweisen des Daseins Gottes.

Etwa ein Jahr nach dieser Schrift, vermutlich in der zweiten Hälfte[2]) des Jahres 1761 erschien im selben Verlag die Abhandlung

1) Hw. Vorr. XIV.

2) T. nennt schon die ebenfalls 1761 erschienenen „Kosmol. Briefe“ von Lambert, S. 41.

über die Gottesbeweise[1]). Die einzelnen Beweise werden nicht nur historisch aufgeführt, sondern an einem Maßstab gewertet. Am meisten Eingang wird ein Beweis finden, der sich auf kein besonderes Lehrgebäude stützen darf, keine mit scharfem Nachdenken erst auszumachenden Wahrheiten voraussetzt, sondern aus wenigen und jedem bekannten Sätzen besteht und gemeinfaßlich folgert. Ist er zugleich apodiktisch, so hat man den besten[2]). Diesem Ideal strebt T. zu mit dem zuletzt und zwar in dieser Gestalt als sein Eigentum aufgeführten Beweise. Die zunächst genannten Beweise a priori, die auf Anselm und Deskartes zurückgehen und von Leibniz und Wolff verbessert wurden, kann T. zu seinem gegenwärtigen Zweck nicht brauchen. Aus der Möglichkeit einer wahren Realität auf die Wirklichkeit derselben schliessend sind sie zu schwer, nur für die größten Philosophen, nicht ohne die tiefsinnigsten Voraussetzungen einzusehen. Unter den Argumenta a posteriori befinden sich wahrscheinliche und apodiktische. Die wahrscheinlichen sind faßlicher, die apodiktischen stärker[3]). Bei jedem Vernünftigen vertritt der höchste Wahrscheinlichkeitsgrad die Stelle der geometrischen Gewißheit[4]). Unter die wahrscheinlichen Argumente fallen physische und metaphysische. Gegen beide Arten wendet sich Hume, „der Pyrrhonist unserer Zeiten, dessen vortreffliche Phantasie oft durch Irrwische von dem rechten Wege abgeleitet wird.“[5]) Den metaphysischen Beweisen, die apodiktisch sein wollen, spricht er blos Wahrscheinlichkeit zu, weil man von der Wirkung auf die Ursache niemals stärker als wahrscheinlich schließen könne. Auch die physischen Beweise werden getroffen durch „seine halb wahren halb falschen Erinnerungen“. Das beste brachte bei ihnen bis jetzt Newton bei, „dessen Vorstellungen das stärkste, aber in der Kürze des Ausdrucks verschlossenes Licht sind“;[6]) er argumentiert aus der

1) Vgl. oben pag. 12.

2) S. 14 f.

3) S. 19. 22.

4) S. 27. 57. Diese aus Locke stammende (B. 4, Kap. 15, § 2) Position wird auch Hw. I, S. 529 gegen Hume gewendet.

5) S. 21. Auch sonst wird Hume damals mit früheren Skeptikern verglichen; Dommerich, Gedanken über den Skeptizismus 1767, S. 98 sagt, Hume habe im Skeptizismus der Nachfolger Bayles werden wollen. Über Humes Zugeständnis eines „akademischen“ Skeptizismus cf. Riehl, Kritiz. I², S. 103 f.

6) S. 49.

Ordnung in dem Lauf der Himmelskörper. Man muß eben die Atheisten, welche die Abweichung der Weltmaschine von einer künstlichen in die Abwesenheit eines Urhebers setzen, damit widerlegen,[1]) daß man die auf einen Künstler hinweisenden Momente recht ins Licht setzt, die (von Newton schon genannte) Ordnung, die von einander entfernten Bahnen der Himmelskörper, die Möglichkeit die Teile auseinander zu legen, ohne daß sie reißen, die Unmöglichkeit, daß ein neuer Planet aus dem Auswurf der übrigen entsteht etc.

Höher stehen die apodiktischen Beweise, die aber doch blos aposteriorisch sind, weil sie etwas Wirkliches voraussetzen, das man empfindet. Dieses Wirkliche muß als Wirkung dargetan werden, die eine Ursache erfordert, und das Gegenteil des Dargetanen muß unmöglich sein. T. stellt 2 Sätze heraus, in denen sein Beweis verläuft. 1. Es sind in der Welt Reihen von Ursachen und Wirkungen, 2. diese Reihen, die in der Welt sind, haben einen Anfang gehabt. Von der ersteren Tatsache überzeugt jeden, auch wenn er ein Egoist[2]) wäre, die eigene innere Empfindung. In meiner Seele sind wechselnde Gedankenreihen, zugleich aber etwas unverändert Fortdauerndes. Aber auch in der äußeren Erfahrung treffe ich daßelbe, kraftbegabte Substanz, die bleibt, und wechselnde Bestimmungen. Mit Buchstaben: An A befindet sich a, das ändert sich in b, c; an B m, das ändert sich in n etc. Der zureichende Grund der Änderungen in b, n liegt nun aber nicht in den unveränderten A, B, sondern A mit a zusammen, B mit m zusammen waren die Ursachen der erfolgten Wirkung. Das Unveränderte in der Welt kann nicht die Ursache der aufeinanderfolgenden Veränderungen sein. Da nun aber nach dem zweiten Satz diese einen Anfang, das in A befindliche a eine Ursache haben muß, so muß man über die Welt hinausgreifen, auf Gott. „Somit ist Gott durch die Vernunft gefunden.“[3])

Die Ansicht, daß das a an A, d. h. die veränderliche Bestimmung am Unveränderlichen, sowohl eine innere als eine äußere, d. h. aus der Relation zu Anderem erwachsende sein

1) Eschenbach, Metaph. S. 494: „nur muß man die Einwürfe des Atheisten heben, der da leugnet, daß man von der Regelmäßigkeit und Kunst eines Werks auf einen verständigen Baumeister schließen kann“.

2) Idealist, Solipsist.

3) S. 76. Durch die Vernunft = syllogistisch.

kann, scheidet T. vom „System der vorherbestimmten Übereinstimmung", das nicht nur wider den Satz des zureichenden Grundes streitet, sondern auch wider den Satz: keine Veränderung entsteht ohne Ursache;[1]) ein Seitwärtsstoß auf einen Körper, der dessen Richtung und Geschwindigkeit ändert, wäre ohne Ursache[2]). T. ist ein Verehrer von Leibniz, wenn auch kein blinder. Er nennt ihn den „Erfinder des Satzes des zureichenden Grundes und der verneinten gänzlichen Ähnlichkeit", obgleich andere vor ihm zuweilen ähnliche Gedanken geäußert haben.[3]) Er ist geneigt, dem Leibniz-Wolffschen Satz vom Grund volle Allgemeinheit zuzugestehen — worüber eben in jenen Jahren Streit war.[4]) Aber gerade mit diesem Satz vom Grund verträgt sich nicht der von der prästabilierten Harmonie.[5]) —

Die Schrift kommt hinaus auf Empfehlung des kosmologischen Arguments, das populär und doch zugleich möglichst scharf und knapp zu faßen versucht wird. Ja über der Knappheit leidet die Schärfe Not, sofern der unveränderliche Faktor A, weil er allerdings die Veränderungen allein nicht zu erklären vermag, stillschweigend aus dem Spiel tritt. Die Negierung der Anlehnung an ein bestimmtes Lehrgebäude erklärt sich aus dem Eklekticismus und aus Vorliebe für Tatsachenausgang.[6]) Bemerkenswert ist, daß T. bei der Kausalität hier schon, wie später, die Frage eines ideellen oder realen Vorgangs auf sich beruhen läßt, jedenfalls aber den ideellen als den primären behandelt.[7]) Den Humeschen Satz, daß man von der Wirkung auf die Ursache niemals stärker als wahrscheinlich schließen könne, hat T. später durch das Prinzip der Analogie modifiziert, sofern dieses, wenn einmal zu einer Wirkung die Ursache gefunden ist, von der Beschaffenheit der Wirkung aus einen Schluß von „nicht zu bezweifelnder völliger Gewißheit" auf die Beschaffenheit der Ursache zuläßt.[8])

1) Im Hw. leitet T. letzteren Satz aus ersterem als Spezialfall ab I, S. 505.

2) S. 64 f., Anm.

3) S. 44, Anm.; offenbar nach Eschenbach § 25: Leibniz der Erfinder des Grundsatzes des zur. Grundes, der aber selbst sage, er habe ihn dem Archimedes abgelernt; § 27: L. der Erfinder des Grundsatzes des Nichtzuunterscheidenden.

4) Geht gegen Darjes u. a., die diese Allgemeinheit bestritten. — cf. schon Disput. 1760, These 11.

5) Die meisten Leibnizianer gingen zum influxus über.

6) Hw. I, S. 294: „Der Geist des Systems" als Fehlerquelle.

7) „Spekul." S. 75 ff.; Hw. I, S. 505 f.

8) Hw. Vorr. XX; Gottesbegriff 1783, S. 17.

Die Anregung zu diesem Prinzip kommt von Bonnet.[1]) Bezüglich Humes ist es bei T. wie sonst charakteristisch, daß zunächst seine religiösen Anschauungen Eindruck machen.[2]) Aber viel will es bei einem Mann gegenteiliger Ansicht heißen, wie weit er ihn anerkennt („vortreffliche Phantasie", „halb wahre ... Erinnerungen"), wie er ihm sofort eine epochemachende Bedeutung einräumt („Pyrrhonist unserer Zeiten"). Von jetzt an verliert er ihn nie mehr aus den Augen. Nur noch in der Entwicklung Kants haben wir eine Parallele zu diesem Eindruck des sonst in Deutschland gern kurzerhand abgewiesenen Schotten auf einen zeitgenössischen Deutschen.

Kant hat in diesen Jahren[3]) auch eine Schrift über vorliegende Materie geschrieben: „Der einzig mögliche Beweisgrund zu einer Demonstration des Daseins Gottes." Darin geht Kant einen Weg, den T. wohl auch kennt und billigt, jedoch wegen seiner popularisierenden Absicht als zu schwierig beiseite läßt, den des ontologischen Beweises. Er sucht diesen zu verbessern. Aber auch seiner Fassung liegen die „tiefsinnigen Voraussetzungen" zugrund, die T. konstatiert, hier die des Platonismus, eines Präformationssystems zwischen Welt des Gedankens und Welt der Dinge, das je nach Bedürfnis die eine Welt an Stelle der andern treten läßt. Den kosmologischen Weg hat Kant nicht völlig verworfen, ihm sogar, besonders bei der anschaulichen Darstellung des Reimarus in seinem Buch von der natürlichen Religion 1754, den Vorzug allgemeinerer Eindrucksfähigkeit zugesprochen.[4]) Aber man wird dabei „jederzeit nur auf irgend einen unbegreiflich großen Urheber desjenigen Ganzen, was sich unseren Sinnen darbietet, schließlich können, nicht aber auf das Dasein des vollkommensten unter allen möglichen Wesen." Wem es um „Schärfe der Demonstration" zu tun ist, dem bleibt die ontologische die einzige. Später wüßte Kant gegen die kosmologische Beweisführung noch mehreres zu sagen.[5]) Nur die Differenz, daß T. sie

1) Hw. Vorr. XXII.

2) Schon 1755 hatte Sulzer Deutschland mit Hume bekannt gemacht durch Übersetzung der Unters. ü. d. menschl. Verstand, Riehl, Kritiz. I², S. 309; Harnack I, S. 412.

3) 1763, vor der Preisschrift.

4) 3. Abt. § 4.

5) cf. z. B. Kr. Kehrb., S. 480.

zu den aposteriorischen Argumenten zählt, darf nicht übertrieben werden.[1])

4. Die psychologischen Aufsätze.

a. Gedanken von dem Einfluß des Klimas auf die Denkungsart der Menschen 1759.[2])

Besonderes Interesse erheischt die Gruppe der frühesten psychologischen Schriften. Schon die Alten, führt die erste derselben aus, Aristoteles, Tacitus, Plinius u. a., hatten Aeußerungen über Klimaeinflüße getan, namentlich über solche des nordischen Klimas; Montesquieu[3]) leitete die Trunksucht, Rousseau[4]) die rusticité der Deutschen aus dem Klima ab. T. findet Schützes Anmerkungen dagegen gegründet — dieser hatte z. B. gesagt, das Klima sei immer dasselbe, jedoch Römer und Griechen nicht mehr wie früher —: aber doch will T. nicht allen Einfluß des Klimas auf das Gemüt des Menschen geleugnet wissen. Daß ein solcher bestehe, sei sicher; worin er bestehe, sei freilich schwer zu sagen. Einerseits wirke das Klima auf den Körper und die Nerven, besonders die Empfindungsgefäße, was man, auch ohne Krügers Physiologie zu kennen, an sich selbst erfahre. Andererseits richte sich, wie Psychologen und Physiologen sagen, die verschiedene Denkungsart des Menschen nach dem Bau des Gehirns und der Nerven, was man zugeben könne, ohne den einzigen Grund des Unterschieds zwischen einem Newton und einem Sancho Pansa in Verschiedenheit dieser Organe zu setzen. Die Nerven seien Werkzeug der Empfindung, die Empfindung die bestimmende Grundlage der Denkungsart, also wirke das Klima, das die Nerven beeinfluße, auch auf die Denkungsart. Im Nationalcharakter erhalte sich trotz Umschmelzungen durch Wissenschaft, Handel, Verkehr mit anderen Völkern, veränderte Lebensart etwas Unveränderliches, wie Gallier und Franzosen etc. zeigen. Für dieses Unveränderliche sei freilich das Klima nicht der einzige Grund, aber einer neben anderen teils ebenfalls äußeren (Erziehung, Nahrung, Erkenntnis) teils inneren (Grund

1) Kr. Kehrb., S. 477: „Also hebt der Beweis eigentlich von der Erfahrung an, mithin ist er nicht gänzlich a priori geführt.“ So auch Wolff.

2) Oben pag. 12.

3) Esprit des lois 1748.

4) Ursprung u. Gründe der Ungleichheit unter den Menschen 1753.

des Gemüts, Triebe und Neigungen). Den Klimaanteil zu bestimmen, müßte man das Verfahren der Mathematiker anwenden können, welche, wenn sie die besonderen Wirkungen einer Ursache finden wollen, alle anderen mitwirkenden absondern und die Sache unter solchen Umständen setzen, daß keine als die gegebene Ursache in dieselben einfließen könne. Man müßte zwei gleiche Völker oder Menschen, möglichst dem Rousseau'schen Naturzustand nahe, am Pol oder Äquator stationieren und die Abänderungen an Körper und Seele konstatieren. In Ermangelung solch günstiger Voraussetzungen seien behufs Gewinnung einer gründlichen Urteilsunterlage etliche Regeln zu befolgen, die er nennt; z. B. mit Beobachtungen lieber bei ungesitteten Nationen beginnen als bei kultivierten, da in den Hütten der Samojeden und Kalmüken die Faktoren noch weniger kompliziert seien als in den Palästen zu Paris; ferner: die Beobachtungen nicht blos auf etliche Individuen bauen, sondern wirklich aufs ganze Volk. — Diese Erstlingsarbeit zeigt schon ganz das T.'sche Gepräge, sachlich, den Extremen abhold, die Wahrheit in der Mitte suchend. Die Wärme für Krüger fanden wir auch in den „Ursachen". Die Methode der Mathematiker, auf Abwesenheit von Konkurrenzursachen zu dringen, hat T. für Kausaluntersuchungen immer festgehalten.[1])

b) Die zwei Aufsätze „Schreiben an den Pastor Volquarts" 1761 und „Von der Verschiedenheit der Menschen nach ihren Hauptneigungen" 1762.[2])

Der erste sagt: Hat Helvetius Recht, sind nur die äußeren Umstände an der Verschiedenheit der Erkenntnisfähigkeiten und Neigungen schuld, an der Tatsache, daß ein Dummkopf nicht so schließen kann wie Leibniz und Catilina nicht die Gesinnungen des Cicero hat, so ist es der Erziehung beizumessen, daß so viele einfältig und die meisten lasterhaft sind. Helvetius hat nichtige Gründe zum Erweis der Materialität der Seele, wie jedem in die Augen fällt, der das Bewußtsein unserer selbst nur einigermaßen kennt; trotzdem aber auch vortreffliche Sätze, eine ausgebreitete Kenntnis der Triebfedern und Eitelkeiten des menschlichen

1) Hw. I, S. 315, und später.
2) Oben pag. 13.

Herzens. — Zu den äußerlichen Umständen gehört neben der schon genannten Erziehung Lebensart, Geschäfte, hinzukommende Krankheiten etc.; die innerlichen Bestimmungen umfassen außer denen der Seele auch die des Körpers,[1]) z. B. Einrichtung des Gehirns, Beschaffenheit der Empfindungsgefäße. Die mehr blos angedeutete Gesamtposition ist: Es ist an der Verschiedenheit der Erkenntnisfähigkeiten des Menschen, folglich an seiner Art zu denken, folglich an seinen Neigungen weder allein die Verschiedenheit der äußerlichen Umstände, noch allein die verschiedene Einrichtung des Gehirns, wie sich einige Neuere überredet, noch allein der Unterschied der Seelen die Ursache, sondern in der Tat kommen alle 3 Ursachen oder, wenn die beiden letzten auf eine, nämlich die angeborene Verschiedenheit gebracht werden, beide Ursachen zusammen, um die Menschen so verschieden zu machen, als sie wirklich sind. In der Seele nämlich ist eigentlich nur eine einzige Grundfähigkeit, die nach Verschiedenheit der Objekte und der Art zu wirken verschiedene Namen bekommt. Der Inbegriff aller dieser zunächst der Erkenntnisseite angehörigen Fähigkeiten, von Baumgarten „Kopf" genannt, ist zum Teil angeboren (Mutterwitz), zum Teil durch Übung erlangt im Wechselspiel mit den Objekten. Durch letzteren Prozeß setzt sich die Denkungsart. In ihr liegt der Grund aller Neigungen und Triebe, der Grund der Verschiedenheit der letzteren und folglich des ganzen Gemüts. Wollte man Hauptklassen der Neigungen machen, so ist die gemeine Lehre von ihnen und die bekannte Vierteilung in cholerisch etc. wenn nicht ganz unnütz, doch unvollständig; man müßte vielmehr den Einteilungsgrund aus der Verschiedenheit der wahren oder vermeintlichen Vollkommenheiten, deren Besitz vorzüglich die Glückseligkeit nach der Menschen Vorstellung ausmachen soll, hernehmen. Dies alles ist aus der Erfahrungsseelenlehre leicht zu ersehen. — Wir bemerken hier, wie auch noch bei Sulzer, die psychische Zweiteilung in theoretische und praktische Seite und letztere leibnizisch-wolffisch in Abhängigkeit von ersterer. Gemüt ist Sammelname für die praktische Seite.

Diese Gedanken, speziell betreffs der Klassifikation der menschlichen Gemüter, treten im zweiten Aufsatz noch deutlicher hervor. Bis Sulzer seine Untersuchung der Grundtriebe geliefert hat, die das Geschlechtsregister der Neigungen vielleicht

1) Auch nach Hw. I, S. 384 ff.

mehr als seither erhellen wird, will T. seinen in dieser Materie bishero gemachten Versuch im Abriß vorlegen. Die Seele wird definiert als denkende Kraft, der das Bestreben zu denken so natürlich ist als dem Feuer das Brennen. Denken ist dabei im weiteren Sinn genommen, es spezifiziert sich in 3 Vermögen: Empfindung, Phantasie (bald Dichtungsvermögen, bald Witz, bald Gedächtnis) und Denken im engeren Sinn (Achtgeben, Überlegen, Verstand und Vernunft zeigen). Beim Denken im engeren Sinn hat die Seele etwas mehr Arbeit als bei den Empfindungen.[1]) Diese Fähigkeiten sind bei allen Menschen da, aber in verschiedener Stärke und verschiedenem Verhältnis zu einander: bald überwiegt das Empfinden, bald die Phantasie, bald die Vernunft. Umarbeitung der Köpfe ist möglich durch Übung der einen gegenüber der anderen Fähigkeit, aber nur bis zu einem gewissen Grad: Dichter müssen geboren werden, mittelmäßige Qualitäten werden nie Genies etc. — Auf der praktischen Seite unterscheidet T., offenbar weil er sich über die Freiheit weiter besonnen hat, zwischen Trieb und Neigung. Ein beständiger Trieb zu wirken ist das Wesen einer Kraft, z. B. bei einer elastischen Feder. Außerdem hat die Seele die Fähigkeit des Begehrungsvermögens oder Willens in weiterem Sinn, d. h. das Vermögen, sich frei auf einen Gegenstand zu bestimmen oder es zu unterlassen. Neigung ist Sache dieser Freiheit, eine elastische Feder hat sie nicht. Die Seele hat von sich aus gern die Harmonie zwischen Naturtrieb und freier Neigung. Der Grundtrieb geht auf innere Veränderungen, und die damit harmonierende Neigung der Seele zugleich — im Unterschied von Leibnizischen Monaden — auf Bewußtsein dieser Veränderungen. Beides zusammen gibt Gedanken im weiteren Sinn. Statt Bewußtsein steht auch Gefühl: ohne Gefühl seiner selbst, seiner Veränderungen würde kein Vergnügen noch Glückseligkeit stattfinden. Der Zustand, da das Denken am besten von statten geht, ist der Zustand der größten Vollkommenheit. So kann man auch sagen, die Seele sucht Vollkommenheit.[2]) Diejenigen Gegenstände erleichtern das Denken am meisten, bei denen das Mannigfaltige in der Einheit ist und sich also vieles auf einmal überschauen läßt. Solche Gegenstände

1) Meckl. Nachr. 1762, S. 326.

2) cf. Disput. 1760, These 8.

findet die Seele angenehm oder schön, wie Sulzer in jener Abhandlung dartat.[1])

Damit, daß die Neigungen sich auf die Gedanken richten, ist gegeben eine Abhängigkeit der praktischen von der ihr parallel gehenden theoretischen Seite. Heißt man den Inbegriff aller Neigungen Temperament und den Inbegriff der Erkenntnisfähigkeiten Kopf, so kennt man das Temperament, wenn man den Kopf kennt; jeder Zug beim Kopf entspricht einem Zug im Temperament. Eine Einteilung der Temperamente muß sich also auf eine Einteilung der Denkkraft stützen. Diese kann entweder mehr auf eine intensive oder mehr auf eine extensive Klarheit gehen, d. h. entweder mehr auf eine resp. wenige Ideen oder auf mehrere zumal. Bei beiden Arten entsteht je die Unterart, daß das Vermögen stark oder schwach sein kann. So bekommt man die 4 Hauptgruppen: intensives starkes Denken, 2. intensives schwaches Denken, 3. extensives starkes und 4. extensives schwaches Denken. Diesen 4 Rubriken des Denkens entsprechen dann die 4 Rubriken der Temperamente, die sich der gewöhnlichen Einteilung derselben möglichst annähern: 1. cholerisches oder bei etwas geschmeidigerer Denk-, speziell Einbildungskraft melancholisches Temperament: große, erhabene, fürchterliche Ideen von Felsen und Abgründen, Krieg, Donner und Blitz, aufgetürmtem Ozean sind beim Choleriker Lieblingsvorstellungen mehr als Hügel, Ebenen, Zephyrs, rieselnde Bäche. 2. Ein Temperament ohne Namen, das bei geringerer Fähigkeit, aber mit Geduld und Fleiß gepaart, oft mehr leistet als das erste. 3. Das mehr Breite als Tiefe besitzende sanguinische, 4. das zu geistiger Passivität, noch oft verbunden mit körperlicher Bequemlichkeit neigende phlegmatische Temperament. Mit dieser Einteilung könnte man vielleicht noch die von verschiedener Einrichtung des Körpers[2]) und von Verschiedenheit der Gegenstände verbinden. An richtige und systematische Einteilung der Insekten, Schnecken, Pflanzen und Erze verwendet die Zeit viele Mühe. Sollte die der menschlichen Gemüter unseren Fleiß weniger verdienen, welche hilft, „die ersten Quellen der törichten und löblichen Gesinnungen zu entdecken?“ T. behält die weitere Ausführung der Sache einer anderweitigen Gelegenheit vor.

1) cf. auch A. Palme, Sulzers Psychol. u. die Anfänge der Dreivermögenslehre, Diss. Berlin 1905, S. 32 f.

2) Klima 1759, § 4; Disput. 1760, These 15.

In diesem Artikel ist also schon die Frage nach dem Grundprinzip der menschlichen Seele aufgeworfen. Die Leibniz'sche Parallelität von theoretischer und praktischer Seite wird später abgeändert. Das 3. Seelenvermögen schaut schon herein, noch mit dem Bewußtsein zusammengenommen; Gefühl ist hier noch nicht gleich Lust und Unlust haben, sondern gleich inneres Bemerken, Empfinden, ohne das aber Vergnügen oder Glück nicht möglich ist. Gemüt umfaßt hier noch die ganze praktische Seite. Das Nachdenken über den Freiheitsbegriff macht sich geltend.

c) Über den Ursprung der Ehrbegierde. 1766.[1])

In der schönen Analyse der Ehrliebe teilt T. einleitend den Plan eines größeren Werkes mit „Über die Grundtriebe". Auf dieses als Gelegenheit, die Materie weiter auszuführen, hatte er schon am Schluß des letzten Artikels hingewiesen. Auch der Titel kam damals schon angedeutet: man müsse auf die Grundtriebe hinaufgehen.[2]) Material hatte er schon vieles beisammen. Daß die Herausgabe sich verzögerte, kam wohl daher, daß T. über die Grundfragen selbst noch nicht im Reinen war, sondern immer wieder änderte. So haben wir jetzt einen erneuten, also 3. Anlauf vor uns, die psychischen Grundfähigkeiten zu fixieren. Neu ist vor allem, daß die Parallelisierung der praktischen Seite mit der theoretischen aufgegeben ist. Die praktische Seite wird für sich genommen: es liegt also ein Abrücken von Sulzer[3]) resp. Leibniz vor. Als Grundtrieb wird nicht mehr das Suchen nach Vollkommenheit oder nach einem Zustand ideal leichten und umfassenden Denkens aufgestellt, sondern das Suchen nach einem Zustand, der rein auf praktischem Boden bleibt, Übereinstimmung der Handlungen mit den Kräften, Harmonie des Inneren und des Äusseren. Noch das Hw. schreibt: der Naturtrieb geht auf der inneren Beschaffenheit der Natur und ihren Kräften angemessene Tätigkeiten.[4]) Für diesen Trieb nach einer derartigen Tätigkeit gibts unendliche Abstufungen, ja schließlich findet man geradezu

1) Oben pag. 13.

2) Meckl. Nachr. 1762, S. 308.

3) Der übrigens auch eine Zeitlang, 1759 u. 1763, Ansätze zu einem Abrücken von Wolff-Leibniz zeigt in einer größeren Verselbständigung des Gefühls, Palme S. 34 ff.

4) II, S. 822.

zwei Hauptklassen von Menschen: 1. solche, bei denen er außerordentlich schlaff ist, so daß Ruhesucht, ja Schlafsucht vorliegt — diese Kategorie der Phlegmatiker hat numerisch weitaus das Übergewicht und würde es noch mehr haben ohne den Stachel der Not und der Bedürfnisse. 2. Menschen mit merklichem Trieb zu Beschäftigung. Unter diesen wird eine Unterabteilung geschaffen durch den uns schon bekannten Gegensatz von Extensität und Intensität des Wirkens. Ersteres die Sanguiniker, die nur zu leicht mit der Zeit zu den Phlegmatikern zurückkehren. Letzteres entweder Choleriker, wenn die Heftigkeit des Triebs anfangs am größten ist und schnell nachläßt, oder Melancholiker, wenn die Kraft anfangs mehr potentiell ist, aber immer stärker anzieht.

Nun werden diese Menschenklassen auf das Verhältnis zur Ehrliebe angesehen. In der Form der Freude am Lob finden wir sie auch bei den Phlegmatikern, aber diese Freude ist zu schwach, um Begierde zu werden. Nur wo Tätigkeitstrieb und zwar in seiner intensiven Form vorliegt, findet sich merkliche Ehrbegierde. Es ist nun aber zu scheiden zwischen innerer Würde und äußerer Ehre. Der Trieb zu innerer Würde, wo man die eigene — sei's wirkliche, sei's vermeintliche — Vollkommenheit genießt, ist etwas Angeborenes. Hingegen der Trieb zu äußerer Ehre, zur Anerkennung durch andere entwickelt sich erst in der Gesellschaft. Dieser letztere Trieb, ein Gut der Einbildungskraft, ist die eigentliche Ehrbegierde. Er ist nicht gerade die Mutter aller großen Taten, aber auch ein großer Geist, mit starkem Trieb zu innerer Würde ausgestattet, käme, auf eine unbewohnte Insel gesetzt, über große Projekte und Ausführungsanfänge nicht hinaus. Das Lob wirkt bei ihm dem Mißtrauen gegen sich selbst entgegen, das dem Stärkegefühl das Gleichgewicht hält. Auch bei der Jugend tut die Ehrbegierde Dienste. Moralisten sollen Gesetze und Schranken vorschreiben und Mittel suchen, die Jugend innerhalb derselben zu halten. — Schöne Einzelbemerkungen, z. B. über den Nationalstolz, den der Deutsche weniger hat als der Engländer und Franzose, über die Begierde zum Nachruhm, die allein hinreiche, das System des Helvetius umzuwerfen, über die delikatere Ehrbegierde des Genies (Lob muß wahr sein und darf nicht vom vulgus ausgehen), können nur gestreift werden.

d) Über die Rangordnung der Wissenschaften. 1765.[1])

Die Abhandlung verspricht der Überschrift nach eine Systematisierung des ganzen Wissensgebiets aus immanenten Erkenntnisgesichtspunkten. In Wirklichkeit aber werden die Wissenschaften und Künste als Mittel zur menschlichen Glückseligkeit gewertet. Es hat also hier die „Untersuchung des Menschen“ [2]) das letzte Wort, zusammen etwa noch mit der „Moral“, der die Aufgabe obliegt, da die Glückseligkeit ein großes Ganze mit vielen Teilen ist, das Verhältnis der Teile zu einander festzusetzen.[3]) T. hofft mit seinen Bemerkungen die allgemeine Gelehrsamkeitsliebe zu erhalten und der Parteilichkeit, welche fremde Beschäftigung geringer wertet, entgegen zu wirken. Er unterscheidet einen unmittelbaren, inneren und einen mittelbaren, äußeren Nutzen jeder Wissenschaft für das Wohl des Menschen. Den ersten Nutzen übersieht, wer immer nur nach dem Gewinn in der Praxis oder für die Moral fragt. Die Geometrie, auch wenn sie blos Spiel der Vernunft wäre, hätte jenen inneren Nutzen in dem weit über die Belustigungen der Sinne liegenden reinen Vergnügen, welches das Gefühl der Gewißheit und der Einsicht in die allgemeinen Wahrheiten und ihren Zusammenhang gewährt. Beim zweiten Nutzen ist zu fragen: wem nützlich? dem ganzen Geschlecht, einem bestimmten Staat (wie die Redekunst in Griechenland und Rom) oder einem Einzelnen zu einem bestimmten Geschäft? In letzterer Richtung darf man nicht dem Juristen Naturgeschichte, dem Arzt Hydraulik, dem Philosophen Arabisch empfehlen, weil diese Wissenschaften auch für ihn an irgend einem Punkt, für Perlenfischereigesetze, für Blutbewegung etc. von Wert sind. Zeit und Kräfte sind klein und Sparsamkeit angezeigt. Wissenschaften, die in einer Zeit Mode sind, überschätzen gern ihre Wichtigkeit, was Pedanterie zur Folge hat (früher Entdeckung einer Leseart, jetzt eines neuen Insekts oder neuen Grases). Die schönen Wissenschaften verdrängen heute die ernsthafte und gründliche Sittenlehre, obgleich sie im Kampf gegen die Leidenschaften nur die leichten Truppen darstellen, den Feind nur schrecken, nicht schlagen.

1) Oben pag. 13.
2) Eschenbach setzt Menschenlehre statt Seelenlehre.
3) § 5.

Es ist schwer wo nicht unmöglich, den Nutzen jeder Wissenschaft genau zu taxieren, da die Grenzen der einzelnen ineinander laufen, da ferner niemand alle versteht und jeder die eigene überschätzt. Ein gewisser Canon ist: je mehr und je größere Seelenfähigkeiten zu einer Wissenschaft erfordert werden, desto mehr wird der Kopf durch ihre Erlernung gebildet. Der Versuch einer Klassifikation ist:

I. Rang: die Frkenntnisse, welche zeigen (nach Haller)
. . . . . Was Tugend, Prahlerei,
Was falsches Gut, was echt, was Gott und jeder sei.
. . . . . Denn dies sind doch die Sachen
Die uns allein gerecht und erst zu Menschen machen.

II. Rang: Wissenschaften, welche den Menschen erhöhen, handelnd von der Natur des Menschen, auch seines Körpers, von der Welt, von den Verbindungen in der materiellen und den noch feineren in der moralischen Welt. Ebenso Geschichte, welche vergangene Geschicke und die Ökonomie der göttlichen Vorsehung zeigt.

III. Rang: Alle, welche auf diese wieder Einfluß haben.

IV. Rang: Die zur Zierde und zum Ausputz der Wahrheit und Tugend dienen; Poeten, Redner. Künstler sind die Maler im Tempel der Wahrheit, Kritiker wischen den Schmutz ab. — Die Reihenfolge ist also etwa: was den Menschen zum Menschen macht; was seine Stellung zu einer herrschenden macht, Bewußtsein der Mittel zur Herrschaft und des Wegs in der Zeitfolge gibt; Hilfswissenschaften dazu; dann erst schöne Wissenschaften und Künste.

5. Die sprachphilosophischen Arbeiten.

Ethische Arbeiten, von denen die Disputation von 1760 einen Ansatz zeigt, zu denen die Vorlesung über philosophische Moral anregte, welche auch das Hw. für diesen Zeitraum der 60er Jahre bezeugt,[1]) sind nicht zur Veröffentlichung gereift. Hingegen über Sprachphilosophisches hat er sich verhältnismäßig frühe geäußert.

1) Hw. II, S. 3.

a) Die beiden Artikel „Über die Grundsätze und den Nutzen der Etymologie“ 1765 und „Über den Nutzen der Etymologie“ 1766.[1])

1765 sagt er, Etymologisieren sei nicht notwendig „Bekanisieren“[2]); auch die Etymologie müsse ihre Vernunftlehre haben bei der Absicht, die Verwandschaft und das Geschlechtsregister der Wörter aufzusuchen. Ein erster Grundsatz sei, daß die ersten und ältesten Wörter einfache, natürliche Töne gewesen — also die onomatopoëtische Theorie. Eine treffende Vorahnung ist die Bemerkung: aus Beispielen müßte die Analogie der Verwechslung der Buchstaben gefunden werden.[3]) Als Nutzen nennt diese erste Abhandlung das Eindringen in den Ursprung und die Verwandtschaft der Nationen, die zweite Abhandlung sodann als Nutzen speziell für die Philosophie: wenn man ein kritisches philosophisches Lexikon der gemeinen Sprache hätte, so hätte man „ein ganzes Corpus der gemeinen und einen großen Teil der wahren Philosophie.“[4]) Wörter seien nämlich anfangs nicht blos Zeichen der Gegenstände überhaupt, sondern Zeichen der Gegenstände, wie sie aus einem gewißen Gesichtspunkt betrachtet aussehen, oder abgekürzte, wenn auch größtenteils mangelhafte Erklärungen. Als Beweis, daß das Festsetzen des Redegebrauchs nicht so leicht sei, fordert er zur Analyse der Bedeutung von „gegenwärtig“ und „vollkommen“ auf. Die in Aussicht gestellte Fortsetzung erschien erst unter Anregung der Preisaufgabearbeiten:

b) Über den Ursprung der Sprachen und Schrift. 1772.[5])

Hat T. bei Abfassung dieser Schrift Herders Arbeit schon gekannt? Der Zeit nach ists möglich, ausdrücklich besprochen ist Herder erst im Hw. Eben da steht aber: „eine mittlere Meinung zwischen der von Süßmilch und Herder war die meinige.“[6])

---

1) Oben pag. 14.

2) Ein Arzt Becanus im 16. Jahrh. leitete alle Sprachen aus der gotischen u. cimbrischen ab.

3) Als Beispiele nennt er: Kopf, caput, κεφαλή; Hure, κόρη.

4) Letztere unterscheidet sich von ersterer durch die Deutlichkeit, cf. „Spekul.“ 1775, S. 17.

5) Oben pag. 15.

6) Hw. I, S. 772.

Wahrscheinlich nicht objektiv mittler, sondern wie sonst[1]) subjektiv vermittelnd. Ists so, dann befaßt er Herder wohl unter den „einigen Philosophen", die behaupten, „ein Mensch sei von Natur ebenso notwendig zum Sprechen bestimmt als der Vogel zum Fliegen und der Hund zum Bellen",[2]) hat aber wohl dessen Ansicht nur im allgemeinen, noch nicht auf Grund eigenen Studiums gekannt. Die Grundtendenz der Schrift wäre, Herders Notwendigkeit natürlicher Sprachentwicklung rechts und Süßmilchs Unmöglichkeit einer solchen links liegen lassend die Möglichkeit derselben zu erweisen. Im Hw. geht er von der mittleren Linie einen Schritt weiter rechts Herder zu: „Es ist nicht daran zu zweifeln, daß in dem verbreiteten Menschengeschlecht die Menschheit sich nicht durch den inneren Drang ihrer natürlichen Fähigkeiten irgendwo von selbst zur Sprache verhelfen sollte."[3]) — Über die T.'sche Sprachtheorie im einzelnen, ihre Vergleichung mit der von Herder, ihre Abhängigkeit von dem gemeinsamen Traditionsgrundstock, besonders von Leibniz, ihre Stellung zu Reimarus u. a. verweise ich auf meinen Artikel „Herder und Tetens."[4]) Hier hebe ich nur noch etliches besonders hervor, was charakteristisch und für die Allgemeinentwicklung von Bedeutung ist. Von Systemen möchte T. auch hier eklektisch ferne bleiben. Darum gibt er lieber die Tatsachenkomplexe selbst an, auf die es beim Verhältnis menschlicher und tierischer Intelligenz, beim Verhältnis von Verstand und Sinnlichkeit ankommt, anstatt umschreibender Begriffsbestimmungen. Das Vermögen der Vernunft, „man mag dieses auch setzen, worinnen man wolle", beschreibt er im Unterschied vom Tier:[5]) „Einem Hunde werden auch durch den besten Unterricht keine Überlegungen, keine Vernunftsschlüße, keine Folgerungen und überhaupt keine Gedanken eingeflößet, dergleichen die Seele des Menschen wirket. Das Tier hat eine Empfindung, eine Modifikation oder ein Bild eines Gegenstandes in sich; der Mensch faßet eine Idee. Das Tier verbindet

1) oben Ziff. 4, a: Schütze u. Gegner; Ziff. 4 b: Helvetius u. Gegner; sonst z. B. Hw. I, S. 337 f. Leibniz u. Locke; II, S. 210 Materialisten u. Immaterialisten; II, S. 293 letztere u. Bonnet.

2) S. 74.

3) I, S. 773.

4) Im „Archiv für Gesch. der Phil." XVIII. Band 1905, S. 216—49.

5) Hw. I, S. 297 wird dieser Umweg übers Tier zur Bestimmung der menschlichen Vernunft abgelehnt.

zwey Bilder oder zwo Empfindungen miteinander; der Mensch denket ein Urteil, er denkt die Verhältniße der Dinge; nicht blos die ähnlichen Objekte, sondern ihre Ähnlichkeit.[1]) Bei dem Tier vereinigen sich zwar Empfindungen zu einer dritten, wie zwo Seitenbewegungen in einem Körper zu einer dritten Diagonalbewegung; aber der Mensch folgert und macht Schlüsse. Es fehlt den Wirkungen der tierischen Vorstellungskraft in allen ihren Vorstellungen dasjenige Geistige und Tätige, welches bei uns eine Folge der Vernunft ist. Und dies ist richtig, man mag mit einigen Philosophen den ganzen Unterschied . . in dem Mehr oder Weniger setzen, das Analogen bei dieser [der tierischen Natur] für schwache und niedrige Stufen des eigentlichen Verstandes ansehen und unsere höheren Kräfte für nichts anderes als Verlängerungen und Erhöhungen der niederen Fähigkeiten, die auch den Tieren zukommen: oder man mag mit anderen[2]) die Vernunft für ein in dem Wesen und der Art nach von den Fähigkeiten der tierischen Vorstellungskraft unterschiedenes Vermögen ansehen." Ferner: „Um die gegenwärtige Betrachtung von allen Systemen unabhängig zu machen, will ich folgende zween Erfahrungssätze hier zum Grunde legen, welche die neueren Untersuchungen über die Wirkungen des menschlichen Verstandes außer Zweifel gesetzt haben:

1) Ein jeder Gedanke, ein jeder allgemeine Begriff, sowie eine jede Idee eines einzelnen Gegenstandes, ein jedes Urteil und jeder Schluß lässet sich auf eine äußere oder innere Empfindung reduzieren, d. i. bei jeder dieser Tätigkeiten unserer Denkkraft ist eine aus andern entwickelte und von anderen abgesonderte Empfindung in uns gegenwärtig, deren Gegenstand wir eben deswegen, weil er so abgesondert von andern von uns empfunden wird, mit klarem Bewußtsein uns vorstellen. Es mag nun sein, daß diese abgesonderte Empfindung selbst der Gedanke sei, wie Hume und vor ihm und nach ihm andere[3]) gesagt haben, oder daß sie nur der Stoff zu einem Gedanken sei und durch eine besondere Tätigkeit

1) Ähnlich Kant in Preisschr. 2. Betr.: unterscheiden beim Vieh = bei unterschiedlichen Vorstellungen unterschiedlich handeln, nicht = den Unterschied erkennen.

2) z. B. Reimarus.

3) Hw. I, S. 201 nennt T. neben Hume noch Bonnet u. Search als solche, welche „die gesamte Verstandeserkenntnis für eine verfeinerte und erhöhete Empfindung ansehen".

unserer Denkkraft zu einem Gedanken umgeschaffen werden. Auch als denn, wenn wir uns die Verhältniße der Dinge, z. B. die Ähnlichkeit, Verschiedenheit, Coexistenz und Causalverbindung usw. anschauend vorstellen, findet sich allemal in unserer Denkkraft eine gewisse Modifikation, die wir empfinden und deren Empfindung entweder den Gedanken von diesen Verhältnissen der Gegenstände selbst ausmacht oder doch mit diesem verbunden ist und ihn veranlaßt.

2) Die Äußerung unserer Vernunftfähigkeit erfordert eine gewiße Auseinandersetzung unserer Empfindungen und ebenso umgekehrt, wenn die Vernunft so weit zurück bleiben soll, als sie bei den ganz verwilderten Menschen wirklich geblieben ist, so müssen die Empfindungen und Einbildungen gleichfalls unentwickelt bleiben. Werden diese auseinander gesetzt, feiner aufgelöst und von einander abgesondert jede für sich dem Gefühl des Menschen vorgehalten . . ., so kann, wird und muß [1]) auch das höhere Vermögen des Verstandes erregt und in Wirksamkeit gesetzet werden". [2]) — Mit diesen Ausführungen bekommen wir einen Einblick in die Entstehung der T.'schen Lehre vom Denken. Im Wesen des Denkens unterscheidet T. später Gewahrnehmen oder Verhältnissesetzen — keine ganz klare Disjunktion, da das Verhältnissesetzen zugleich als zweiter Hauptteil ins Gewahrnehmen selbst eingeht.[3]) Die beiden Seiten des Gewahrnehmens, Appercipierens, Bewußtmachens einerseits und des Verhältnisseauffassens andererseits sind in vorliegender Stelle deutlich auseinandergehalten. Ebenso findet sich die Ansicht, daß zum Appercipieren das Absondern einer Empfindung wesentlich gehört.[4]) Wenn er offen läßt, ob beides etwa vollständig identisch sei, wie Hume u. a. wollen, oder ob noch etwas Neues zum vollen Appercipieren hinzukommen müsse, eben der Denkanteil, den er im Hw.[5]) als Verhältnisgedanken bezeichnet, so ist er mit der Entscheidung für die zweite Möglichkeit auch im Hw.[6]) noch vorsichtig. In Betreff der Verhältnisse: sie erscheinen ohne

1) S. 17; cf. S. 15, 29 f. u. Hw. I, S. 475: so notwendig, wie das Feuer, an trockenes Stroh gebracht, zünden muß.

2) S. 15—17.

3) Hw. I, S. 356.

4) Hw. I, S. 281.

5) S. 273.

6) S. 293 f.

weiteres noch als Verhältnisse der Dinge, also noch wie bei Leibniz, dessen Verhältnissetafel hier schon zugrund liegt.[1]) Auch Sprachschrift S. 51 nennt die Leibnizischen Verhältnisklassen, im Zusammenhang mit dem Arbeiten der Einbildungskraft.[2]) Die „gewisse Modifikation in der Denkkraft" beim Bemerken der Verhältnisse ist später das „Verhältnisgefühl" [3]). Auch bei diesem geht T. im Hw. so lang wie möglich mit den Philosophen, die es mit dem Gedanken identifizieren (besonders Bonnet), „auf Einem Gleise",[4]) um sich schließlich doch anders zu entscheiden. Die Auseinandergesetztheit der Empfindungen als auslösender Reiz fürs Denken (Ziff. 2) ist nichts anderes, als was T. in der Sprachschrift und im Hw.[5]) auch als „objektivische Klarheit und Deutlichkeit", im Hw.[6]) auch als Zustand der „Apperceptibilität" bezeichnet. Hw. 101—3 beschreibt er diesen Zustand näher nach Analogie optischer Erfahrung: das Gegenteil von auseinandergesetzt ist da, wo „die Gegenstände einander allzu ähnlich oder allzu nah beieinander sind, oder sich bedecken oder auch sonsten in der Vorstellung so genau in einander fließen, daß sie wohl beide zugleich, aber nicht jedes abgesondert von dem andern vorgestellt werden können." — Bemerke auch das „Muß", den Gedanken der Gesetzlichkeit beim Reagieren der Vernunft auf den Anreiz der Sinnlichkeit. Ebenso die Unterscheidung von Stoff und Form in dem Sinn wie Hw. 336. Auch der kleine Vorsprung des inneren Sinns vor dem äußeren, was seine Aktivierung betrifft, findet sich schon in der Sprachschrift.[7]) Weiterhin beim Abstraktionsverfahren die Vorausstellung einer sinnlichen Vorstufe vor den eigentlichen begriffsbildenden Prozeß.[8])

Festgestellt mag noch sein, daß unter den „neueren Untersuchungen über die Wirkungen des menschlichen Verstandes" die

1) Speziell die der 1765 herausgekommenen Nov. essais, cf. Hw. I, S. 331. Das Studium derselben ist auch zu erkennen an der Anführung der uneasiness, S. 11 cf. N. E. 2. B., 20. Kap., § 6; 21. Kap., § 36 u. am Zugrundeliegen des ganzen 3. Buchs.

2) s. Archiv f. Gesch. d. Phil. XVIII, S. 244 oben.

3) Hw. I, 182.

4) 202.

5) S. 29 = I, 715.

6) I, 97.

7) Archiv f. Gesch. d. Phil. XVIII, S. 242 f.; Hw. I, 405 ff.; betreffs der Causalität oben Ziff. 3, b.

8) S. 34 = Hw. I, 129; Archiv XVIII, 235.

durch die Engländer angeregten, durch die Franzosen und durch Deutsche wie Sulzer u. a. fortgesetzten zu verstehen sind. Wenn die Sinnlichkeit für die Vernunft als Auslösungsfaktor notwendig ist (oben Ziff. 2), wenn die Vernunftprodukte einen Sinnlichkeitsgrundstock in sich enthalten, vielleicht geradezu in diesem aufgehen (Ziff. 1), so liegt hier die mit erweiterter Psychologie betriebene Ausgestaltung von „Lockes Regel" vor[1]).

6. Die Rezensionen.

Was die bei Kordes auch aufgeführten Rezensionen in den Rostockschen, später [seit 1761] Bützowschen Gel. Nachrichten von 1760—63 betrifft, so könnte von T. stammen die Anzeige der Übersetzung von Humes „Vier Abhandlungen 1759: 1. die natürliche Geschichte der Religion, 2. von den Leidenschaften, 3. vom Trauerspiel, 4. von der Grundregel des Geschmacks."[2]) „H. Hume dieser schottische Schriftsteller, hat durch seine lebhaften und witzigen Schriften nicht allein die Aufmerksamkeit seiner Landsleute sich erworben, sondern auch diesseits des Meeres bekannt gemacht. Billig bedauert man, daß er sein glückliches Genie oft zum Nachteil der Wahrheit und Religion anwendet." Ebenso die Bemerkung[3]) anläßlich eines Streits um die Crusiussche Philosophie: wie der Satz vom Grund bestehen könne mit der Crusiusschen Freiheit, das ist uns bis jetzt noch nicht begreiflich. Ferner die Anzeige von „des gelehrten und berühmten Juden, H. Moses zu Berlin" „Philosoph. Schriften";[4]) Vf. wolle zeigen, daß er dem Leibniz auf sein bloßes Wort nicht folge, ob er gleich den Wert dieses Genies, auf das Deutschland immer Ursache hat stolz zu sein, erkennt und vielleicht allzu sehr erhebt; um begreiflich zu machen, daß eine verwirrte und ungewisse Erkenntnis oft die deutliche und gewisse überwiegen könne, werde angenommen, daß der Grad der Wirksamkeit einer Vorstellung sich verhält 1. wie die Quantität des Wahrgenommenen, 2. wie die Quantität unserer Einsicht, 3. wie die Geschwindigkeit, worin wir es gewahr werden; letzteres neue Stück gebe Vf. als eine Hypothes, aber es lasse sich aus den Baumgartenschen psychologischen Gesetzen als Folge

1) oben bei Crusius u. unter „Ursachen."
2) Rost. Gel. Nachr. 1760, S. 470.
3) Bütz. Gel. Nachr. 1761, S. 64.
4) ib. 1762, S. 49.

erweisen. In dem Handel mit Reinhard[1]) bestimmt Rz. den Satz vom Grund:[2]) eine jede Verknüpfung von Bestimmungen, die nicht notwendig in einander gegründet sind, erfordert einen Grund. Diese Fassung hält T. auch später für den wahren Sinn des Leibnizischen Grundsatzes.[3]) — Ein gewisses Licht auf die Bemühungen um die Lehre von den Neigungen[4]) fällt aus der Bemerkung zu Reinhards Freiheitslehre:[5]) wie der Verstand gewisse wesentliche Grundsätze hat [nach Reinh.], so hat auch der Wille, wie Malebranche schon bemerkt, seine wesentlichen Neigungen.

1) oben S. 10.
2) 1762, S. 14.
3) Cramer'sche Zeitschrift, 1783, S. 138. 136.
4) vgl. oben Ziff. 4, b u. c.
5) 1762, S. 132 f.

Lebenslauf.

Ich, Wilhelm Uebele, bin geboren den 6. April 1868 zu Korb O.-A. Waiblingen. Ich studierte Theologie an der Universität Tübingen 1886–91 vom evang.-theol. Seminar aus, war als Repetent an dieser Anstalt von 1896—99, später als Pfarrer in Pfäffingen O.-A. Herrenberg, als Vorstand und Hauptlehrer am Königl. Paulinenstift in Friedrichshafen i. B. und bin seit 1909 als Professor für evang. Religionsunterricht in Reutlingen tätig. Die Anregung, die Arbeit über Tetens entwicklungsgeschichtlich anzulegen, geht auf meinen Lehrer Sigwart zurück.